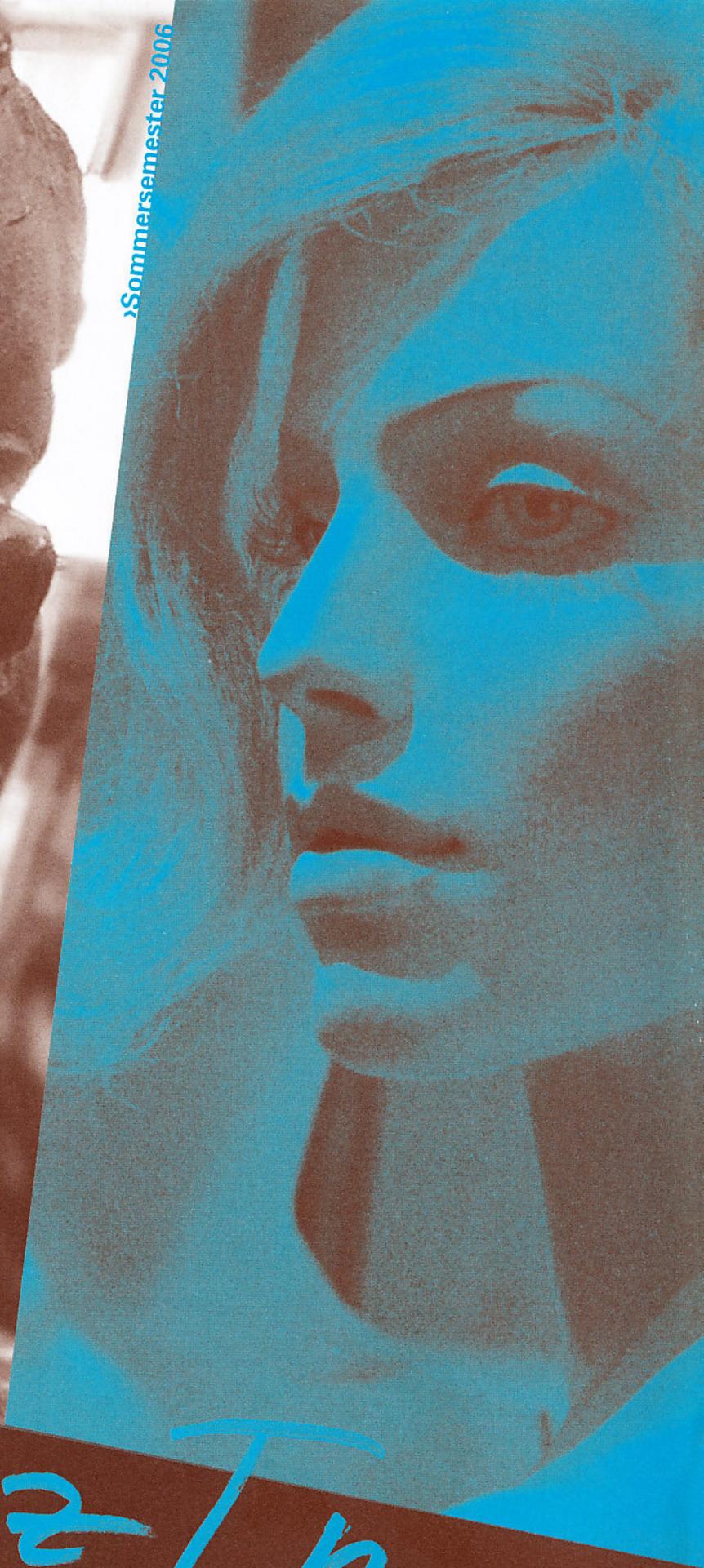




Sommersemester 2006



magazine

›Index

02 ›Impressum

03 ›Editorial

04 ›Portrait

Doris Bühler-Niederberger, FB B
Susanne Unterbäumer, FB F
Stefanie Kaps, FB F
Sabine Klose, FB D

13 ›Frauen im Urchristentum

16 ›Gleichstellungskommission

18 ›Gleichheit oder Differenz

23 ›Frauenstudium

27 ›Gesundheitsförderung

30 ›WISH-Projekt

32 ›Gleichstellungsindikatoren

33 ›B.A.U.M. Umweltpreis

35 ›Geschichte gestalten

36 ›Jubiläum 10 Jahre Kinderfreizeiten

37 ›Kinderfreizeiten_Still- und Wickelraum

38 ›Due(II)tt

02

›Impressum

›Impressum

Redaktion

Dr. Christel Hornstein
Gabriele Hillebrand-Knopff

verantwortlich i.S.d.F.

Gabriele Hillebrand-Knopff

Anschrift

Bergische Universität Wuppertal
Die Gleichstellungsbeauftragte
Gaußstraße 20
42097 Wuppertal
fon 0202 / 439 23 08
fax 0202 / 439 33 17
www.frauen.uni-wuppertal.de
frauen@uni-wuppertal.de

Gestaltung

Eva Gau, FB F

Druck

Ley und Wiegandt, Wuppertal

Auflage

1. 500 Stück

Coverbild

links: Mina Knallenfalls, Figur aus der um 1870 erschienenen
Mundartdichtung von Otto Hausmann
Bronzeskulptur von Ulle Hees
rechts: Schaufensterpuppe

Abb. S.14

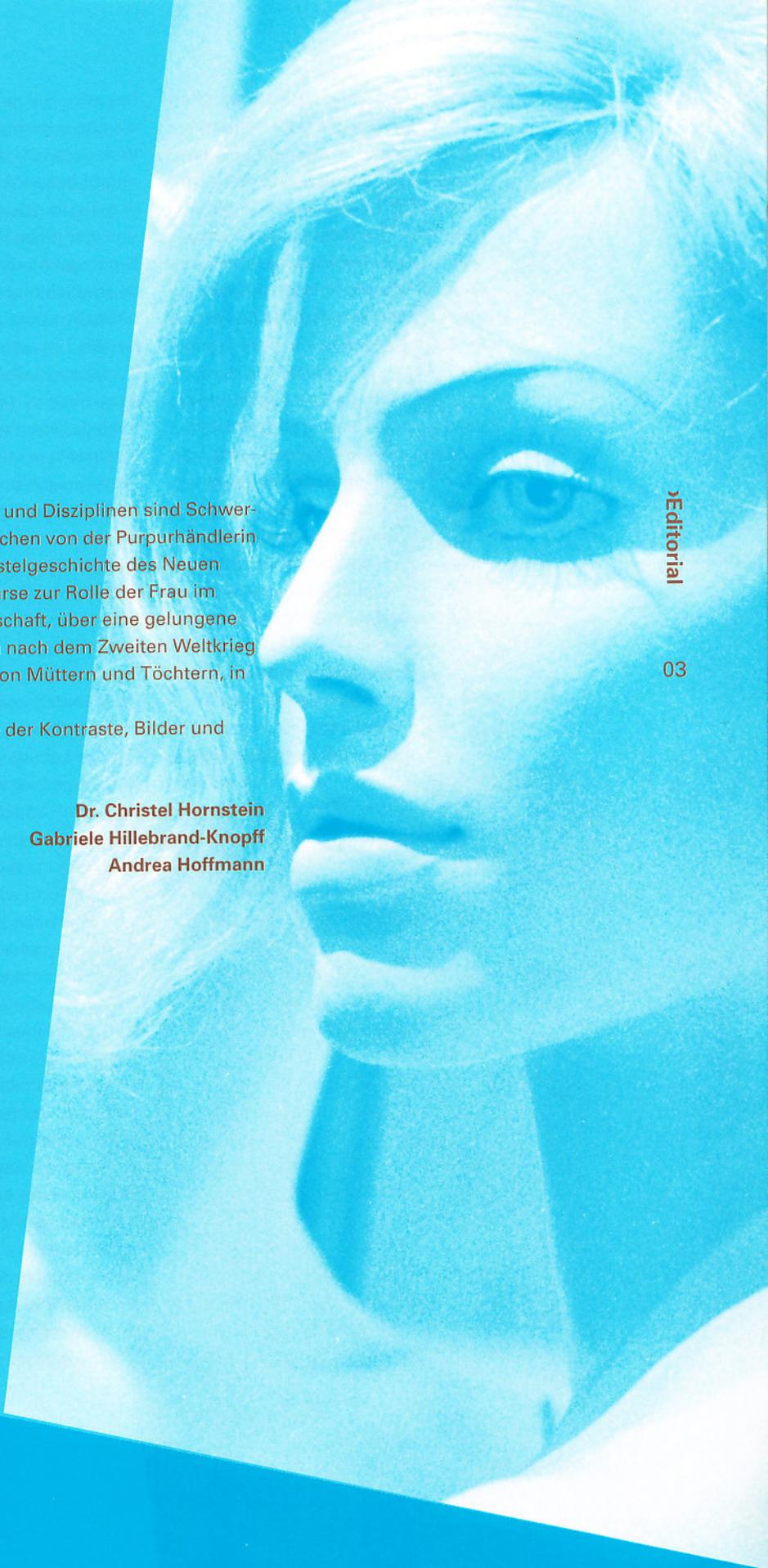
Zeichnung, frei nach Francesco Solimena,
Maria mit dem Kinde

»Editorial

»Frauenbilder verschiedener Epochen und Disziplinen sind Schwerpunktthema dieses **magazins**. Sie reichen von der Purpurhändlerin Lydia und anderen Frauen in der Apostelgeschichte des Neuen Testaments über philosophische Exkurse zur Rolle der Frau im Wertefundus der bürgerlichen Gesellschaft, über eine gelungene Verdrängung von Physikstudentinnen nach dem Zweiten Weltkrieg bis hin zu zeitgenössischen Porträts von Müttern und Töchtern, in Text und Bild festgehalten.

Wir wünschen Ihnen bei der Lektüre der Kontraste, Bilder und Streitpunkte viel Spaß.««

Dr. Christel Hornstein
Gabriele Hillebrand-Knopff
Andrea Hoffmann



»Scherben als Verweis auf eine andere Welt – Von Kochbüchern bis zu politischen Diskursen –

»Für Gesellschaften, für Unterschiede zwischen Kulturen und für die Möglichkeiten, ihre Eigenheiten aufzuspüren, habe ich mich schon als Kind interessiert. Damals habe ich Berichte über Ausgrabungen oder Entdeckung ferner Länder und ihrer Kulturen verschlungen, natürlich in der Kinderbuchversion, also mit reichlich Verehrung des kühnen Entdeckers. Ich hätte zu jener Zeit wohl nicht erzählen können, was mich daran faszinierte, aber sicher waren es nicht die Scherben von Vasen und Töpfen, die dabei zu Tage gefördert werden konnten. Ich habe zwar einmal an einer Ausgrabungsstelle drei Tonscherben in meine Jackentasche gesteckt – ohne schlechtes Gewissen übrigens –, und sie jahrelang aufbewahrt, aber interessiert haben sie mich nicht als Scherben, sondern als Verweis auf eine andere Welt. Die Vorstellung, dass alles ganz anders sein könnte und dieses Andere sich zu einem Alltag und zu einem Leben darin zusammensetzt, wenn man es aus noch so kleinen Fundstücken entschlüsselt, die war es, die den kindlichen Berufswunsch generierte: Archäologin. In meiner Umgebung hat sich niemand mit ähnlichen Fragen beschäftigt, und in der Schule wurde ich dafür gelegentlich ausgelacht, aber offen gestanden

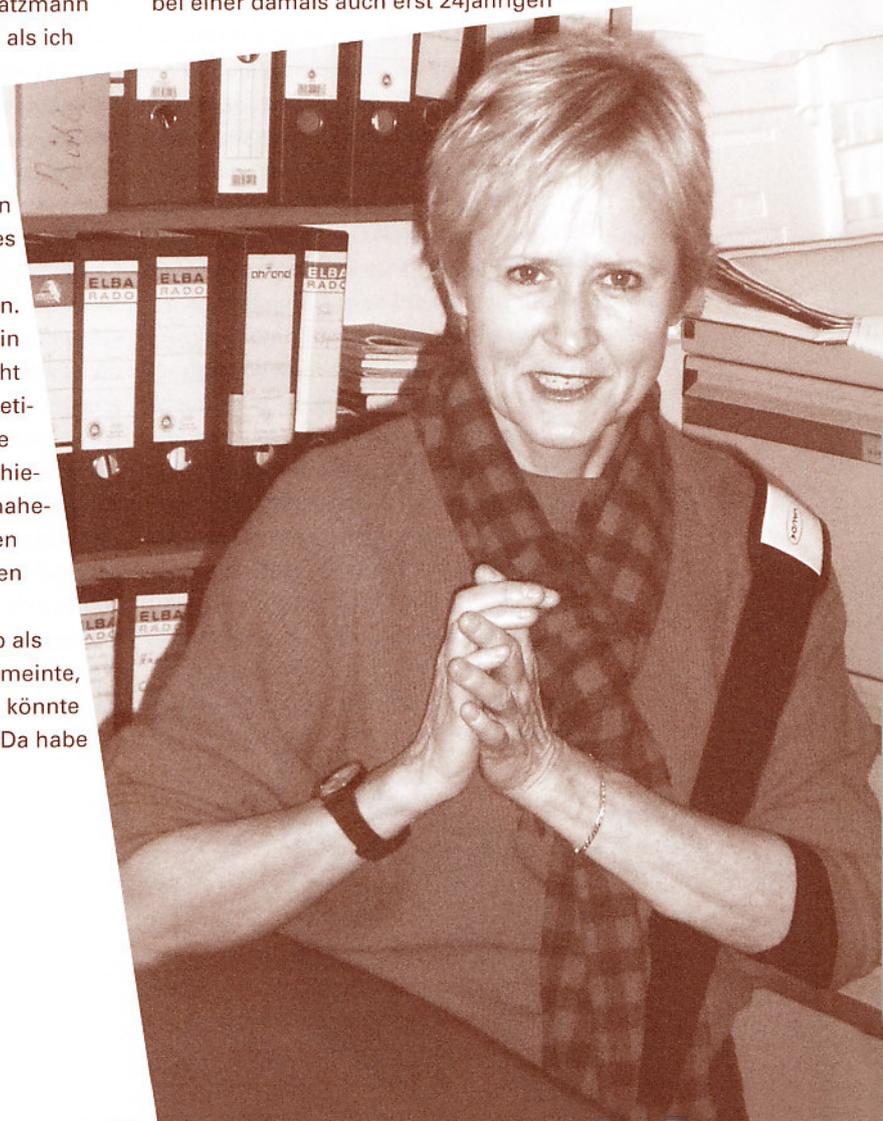
hat mich meine Umgebung weit weniger interessiert als eben das mögliche Andere. Ich war dieser kleinen Welt gegenüber wahrscheinlich sogar krass indifferent, ohnehin habe ich Jahre meiner Kindheit vor Troja gelegen oder in der belagerten Stadt ausgeharrt und sämtliche Helden und Heldinnen durchgespielt. Durch die häufigen Frontwechsel habe ich mich dann vermutlich mehrfach selber erschlagen, aber immerhin haben Schild und Rüstung ganz gut ausgereicht, um die Zumutungen einer Erziehung zum braven Mädchen in einer mittleren Schweizer Stadt und dann noch in den fünfziger Jahren abzuwehren. Ich habe dagegen nicht einmal opponiert, diese Angriffe sind gewissermaßen abgeprallt.

Als Jugendliche in den sechziger Jahren haben mich andere Dinge interessiert, Musik und Ausgehen, und eigentlich wollte ich zunächst gar nicht anfangen zu studieren, und für ein Psychologiestudium habe ich mich unter anderem deshalb entschlossen, weil ich annahm, dass ich es schnell abgeschlossen hätte. Die Archäologie mit ihren alten Sprachen war mir zu anspruchsvoll, ich war jung und das, was sie ausgraben konnte, alt. Ich weiß, das spricht nicht für meinen wissenschaftlichen Geist, aber es gibt Phasen des Lebens, in denen andere Dinge wichtiger sind. Meine eigentliche Karriere als Soziologin hat also damit angefangen, dass ich nicht Soziologie studiert habe, sondern Psychologie und dann doch auch immerhin noch Geschichte als Nebenfach. Mein Psychologiestudium hat mir nie besonders gefallen, es war die falsche Wahl, warum es das war, konnte ich allerdings erst sagen, als ich die Soziologie kennen lernte. Es hatte weniger am Thema gelegen als an der Absenz großer theoretischer Entwürfe und deren explizitem Antreten gegeneinander. Ich absolvierte zwar meine Seminare, Prüfungen, Hausarbeiten und kam ganz leidlich voran, aber ohne davon gepackt zu sein. Aber – es gab die Bibliothek des Psychologischen Institutes an der Universität Zürich und die war nicht nur in einer schönen Villa am Zürichberg untergebracht, sie war bestens bestückt mit soziologischen Klassikern (wahrscheinlich weil in der Zeit des Faschismus einige emigrierte Soziologen Gastrecht am Psychologischen Institut gehabt hatten, ein soziologisches hatte es damals ja noch nicht gegeben), und sie leistete sich obendrein den Luxus, die wichtigsten soziologischen Fachzeitschriften aus USA und

Deutschland abonniert zu haben und im Lesesaal zugänglich aufzulegen. Und so begann meine autodidaktische Einführung in die Soziologie. Zunächst an den in Leder gebundenen Bänden der Klassiker. Ich ging durch die Regale und griff sie heraus, ziemlich wahllos und ohne vorerst über irgendeine innere Karte von soziologischen Traditionen und Richtungen zu verfügen, ja, ich wusste noch nicht einmal, dass es sich überhaupt um Klassiker handelte. Ich las Durkheim, Weber, Parsons, Mead, Pareto, Simmel und mit besonderer Begeisterung die Untersuchungen der Chicago Schule: „The Polish Peasant“, „Street Corner Society“, „Boys in White“ und andere. Die Klassiker habe ich zunächst gar nicht begriffen, aber das hielt mich nicht ab, ich habe einfach weiter gelesen, ich habe mir dann die „International Encyclopedia of Social Sciences“ vorgenommen und darin die Texte zu den einzelnen Autoren gelesen und bin sämtlichen Querverweisen nachgegangen, die es da auch noch gab. Die Untersuchungen der Chicago Schule und dann zunehmend auch deren theoretische Arbeiten, die konnte ich gut verstehen, und Chicago stand jetzt für Troja. Chicago war realer: Ein kleines Stück habe ich davon eingelöst, als ich Jahre später einige Monate bei Anselm Strauss und Leonard Schatzmann war – Nachkommen dieser Tradition – und als ich zum ersten Mal auf dem Kongress der American Sociological Association sprechen durfte: in Chicago. Die Lektüre der Klassiker habe ich ergänzt mit der regelmäßigen Lektüre der Fachzeitschriften, von der ich annahm, sie gehöre zur Pflicht eines jeden Studenten. Allmählich verdichtete sich das Wissen und nahm eine Struktur an. Bei den Soziologen zu studieren, die es ja in Zürich auch gab, dazu konnte ich mich nicht entschließen. Es war ein ungeheuer kompetitives Klima dort und dazu gehörte auch die Verehrung eines Professors, der aus verschiedenen Gründen mündlich und schriftlich nahezu unverständlich war – was überdies einen Eckpfeiler seines Ansehens unter Studenten darstellte.

Die fanatische Leserei trug mir einen Job als Bibliotheksaufsicht ein, weil ein Assistent meinte, ich wäre ohnehin rund um die Uhr da und könnte also die paar Ausleihen mit übernehmen. Da habe

ich dann auch gelegentlich Bücher mitgenommen über Wochenenden und Feiertage, die man eigentlich nicht hätte mitnehmen dürfen, aber ich war ja sowieso als Erste wieder da. Das so angesammelte Wissen habe ich dann zum Teil nutzen können, indem ich es bei den Sozialpsychologen untergebracht habe und da meine Lizentiatsarbeit und meine Abschlussprüfung gemacht habe, tatsächlich galt ja damals die Nachfolgerichtung der Chicago Schule, der so genannte „symbolische Interaktionismus“, als Sozialpsychologie; Anselm Strauss selber rechnete sich damals dieser Disziplin zu. Später wurde es dann als Mikrosoziologie bezeichnet, aber in meiner eigenen Biographie haben disziplinäre Grenzen nie eine besondere Rolle gespielt. Bei meiner Lizentiatsprüfung hatte ich das Glück, einen Soziologieprofessor als Beisitzer zu haben, der völlig verblüfft war über soviel soziologisches Wissen bei einer damals auch erst 24jährigen



Psychologiestudentin. Dieser Professor hatte es dann auch hingekriegt, dass meine eher mittelmäßigen Psychologiekenntnisse nicht allzu schlecht benotet wurden und eine passable Gesamtnote möglich wurde. Wie er es gemacht hat, weiß ich nicht genau, aber ich weiß, dass es ihn einen zusätzlichen Gang auf den Zürichberg kostete – zu Nachverhandlungen. Danke! Als die nächste Stelle frei wurde – bis dahin arbeitete ich zwei Jahre in der Suchtforschung – wurde ich Assistentin am Soziologischen Institut der Uni Zürich, an dem ich dann auch promovierte und insgesamt fast zehn Jahre arbeitete. Wir waren damals ganz viele Projektmitarbeiter und Assistenten, wir waren alle ehrgeizig, und man konnte nachts um zehn dort sein oder am Sonntag – da waren immer einige an der Arbeit. Ich habe viel gelernt da.

In dieser Zeit habe ich verschiedene Forschungsprojekte beantragt und bearbeitet und meine forschungshandwerklichen Kenntnisse erweitert und darüber habe ich auch eine ständige Anstellung am Pädagogischen Institut der Universität Zürich bekommen. Die Soziologen waren damals den Pädagogen noch eine methodische Nasenlänge voraus und so leisteten sich diese die Soziologin, um ihre Studierenden methodisch auszubilden. Damit hatte ich schon wieder eine disziplinäre Grenze überschritten und das war eigentlich kein Problem, allerdings habe ich mich dann auch – aus universitätspolitischen Gründen - da habilitiert. Beworben habe ich mich jedoch ausschließlich um Soziologieprofessuren, trotz meiner etwas un stetigen disziplinären Entwicklung, gab es für mich keine Zweifel, dass ich Soziologin war. Ausgerechnet bei der Bewerbung in Wuppertal hat das aber noch kleinere Probleme verursacht – man fragte nach, ob man denn

meine Habilitation auch wirklich als soziologische betrachten könnte, ließ sich aber gerne und schnell überzeugen.

Hier in Wuppertal bin ich nun seit gut zehn Jahren für die Soziologie der Familie, Jugend und Erziehung zuständig. Ich habe dieses Gebiet auf meine eigene Weise definiert, die auch den realen gesellschaftlichen Entwicklungen der letzten Jahrzehnte Rechnung zu tragen versucht, und ich spreche auch lieber von einer Soziologie des privaten Lebens und einer Soziologie des Aufwachsens, um meine Interpretation dieses Themenfeldes auf einen Begriff zu bringen. Dabei interessiert mich an diesen Themen in erster Linie, dass man Einblick erhält in grundlegende Prozesse des sozialen Ordners. Wenn Kindheit, Aufwachsen, Familie in gesellschaftlichen Diskursen thematisiert werden, wenn Entscheidungen darüber begründet und vorhandene Strukturen verteidigt werden, dann wird eine „Natürlichkeit“ unterstellt für das, was tatsächlich besondere, nämlich gesellschaftlich und historisch hochgradig variable Strukturen und Praktiken sind. Dieser Schein von Natürlichkeit ist gelegentlich so perfekt, dass man versucht ist, das Besondere daran nicht zu sehen, stattdessen konzentriert man sich vor allem auf die Abweichungen von der damit fest zementierten Norm, und hält diese Abweichungen für bemerkenswert. Interessant aber wird es für eine Soziologin des privaten Lebens erst da, wo man geneigt ist, gar nicht hinzusehen, weil alles ganz normal ist. Da – und genau da – muss sehr viel an gesellschaftlichem Aufwand geleistet worden sein, soviel, dass man ihn nicht mehr sieht. Es ist mit der Gesellschaft ein bisschen wie mit dem Haushalt: Ist er perfekt geführt, erkennt man nicht, wie viel zuvor geputzt und aufgeräumt wurde, man denkt einfach gar nicht an Schmutz oder Lappen und energisches Säubern. Die Soziologie selber ist diesen Illusionen erlegen, etwa mit dem Stichwort vom „Zerfall der Familien“. Weit bemerkenswerter ist es soziologisch gesehen, wie sehr es gelingt, eine Vorstellung einer „intakten“ Familie verbindlich und zur realen Praxis zu machen, Einwände und Widerstände gegen diese Entwürfe zum Verstummen, andere Modelle zum Verschwinden zu bringen – und das oben drein in einer Weise, dass alle Beteiligten auch noch überzeugt sind, ihre ureigensten und ganz persönlichen Herzenswünsche und die „natürlichen“

Bedürfnisse der Kinder seien damit und eigentlich nur so erfüllt. Eine Soziologie des privaten Lebens fragt dann also konkret nach den implizierten Vorstellungen und Interessen sozialer Ordnung, nach den damit verbundenen sozialen Ungleichheiten (nach Geschlecht, Alter, sozialer Schicht), nach Prozessen und Interessen der Expertisierung, nach professionellen und politischen Prozessen der Normierung und des Ausschlusses und schließlich nach den angewandten und erfolgreichen diskursiven Strategien der „Vernatürlichung“ und eigentlichen Sakralisierung von geltenden Vorstellungen und normativ befestigten Arrangements.

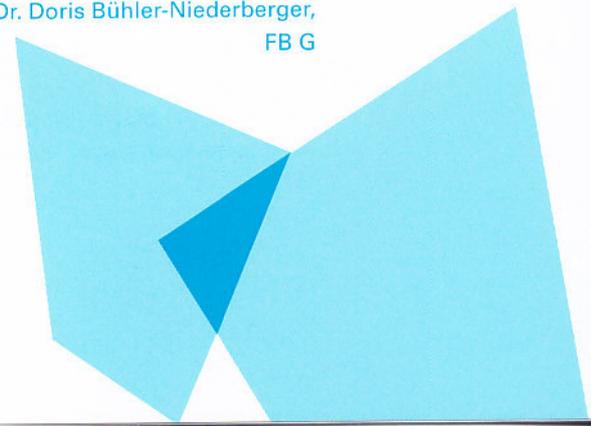
Mich fasziniert, dass die Gegenstände dieser soziologischen Richtung oft klein sind, und dennoch weit reichende Einsichten in moderne Gesellschaften erlauben: An alltäglichen Phänomenen, wie etwa der Mahlzeit im privaten Raum und ihrem Wandel in den letzten hundert Jahren lässt sich das beständige Bearbeiten der Vorstellungen von Individualität (und ihrer erzieherischer Formung) beobachten; an den scheinbar banalen und rein pädagogischen Diagnosen kindlicher Normalität und Abweichung kann man die Expertisierung und wachsende Separierung/-Normierung von Kindheit erkennen; an politischen Diskursen und Entscheidungen über Kindheit und Familie können verdeckte Strategien von gesellschaftlichem Ausschluss aufgedeckt werden. Und so untersuche ich die unterschiedlichsten Materialien: von Kochbüchern bis zu politischen Diskursen. Es sind gelegentlich nicht mehr als die Scherben, die man beinahe übersieht, auf die man treten könnte, aber wenn man aufmerksam über das Ausgrabungsfeld geht, dann sieht man sie, trägt sie zusammen und versucht daraus Schlüsse zu ziehen. Manchmal stecke ich mir auch heute noch heimlich ein paar in die Jackentasche und hebe sie lange auf. Ich will damit sagen, ich beobachte kleine Dinge, eher zufällig, in Momenten, in denen ich eigentlich gar nicht Beobachterin sein sollte, sondern als Gesellschaftsmitglied in die Interaktionen involviert sein müsste, und dann lasse ich mir diese Funde immer wieder durch den Kopf gehen, bis ich einmal ein Projekt daraus mache. Die Auswertung von Kochbüchern war so etwas.

Weitere Scherben, die ich heimlich einstecke, nenne ich einstweilen nicht, sonst wird man vielleicht

anfangen sie wegzuräumen, bevor ich über das Gelände gehe.

Zum Schluss noch soviel: Noch immer empfinde ich meine Arbeit als Privileg, das Unterrichten wie auch das Betreuen von Arbeiten und die eigene Forschung. Ich könnte mir Forschung und Lehre unmöglich getrennt vorstellen, entsprechende Pläne der Universitätsreform sind unkundig vis-à-vis unseren Gegenständen und unserem Denken. Es kann sein, dass dies in anderen Disziplinen eher möglich ist, das kann ich zu wenig beurteilen, in unserem Feld geht es aber weit weniger darum, einen gesicherten Wissensbestand zu vermitteln als vielmehr darum, sich die Wissensgrundlagen und die methodischen Fertigkeiten anzueignen, die es erlauben, aktuelle Entwicklungen mit Fragen und Antwortversuchen zu begleiten. Die Annäherung an unseren Gegenstand ist in diesem Sinne eine gedankliche Abarbeitung an gesellschaftlichen Phänomenen, die es eigenständig zu leisten gilt, sonst macht sie keinen Sinn. Die Soziologie kann kein Standardwissen zur Verfügung stellen, das man auswendig lernen kann, um dann in bestimmten Situationen zu wissen, was man zu tun hat. Sie kann natürlich so tun, wie wenn sie dazu in der Lage wäre, schließlich haben das andere Wissenschaften früher auch nicht anders gehalten (ich will diese Kritik hier nicht weiter führen). Aber gerade dem Anspruch der Soziologie, die sich die Thematisierung solcher Anmaßungen und darauf begründeter Ungleichheiten auch auf ihr Banner schreibt, widerspricht das eklatant. Soziologisches Denken ist also immer schon Forschung und muss auch entsprechend vermittelt werden.«

Prof. Dr. Doris Bühler-Niederberger,
FB G



› Von bunten Patchwork-Hosen

› Mein Name ist Susanne Unterbäumer. Ich bin seit September 1999 an der Bergischen Universität als Laboringenieurin im Fachbereich F, Fachrichtung Kommunikations-Design, tätig.

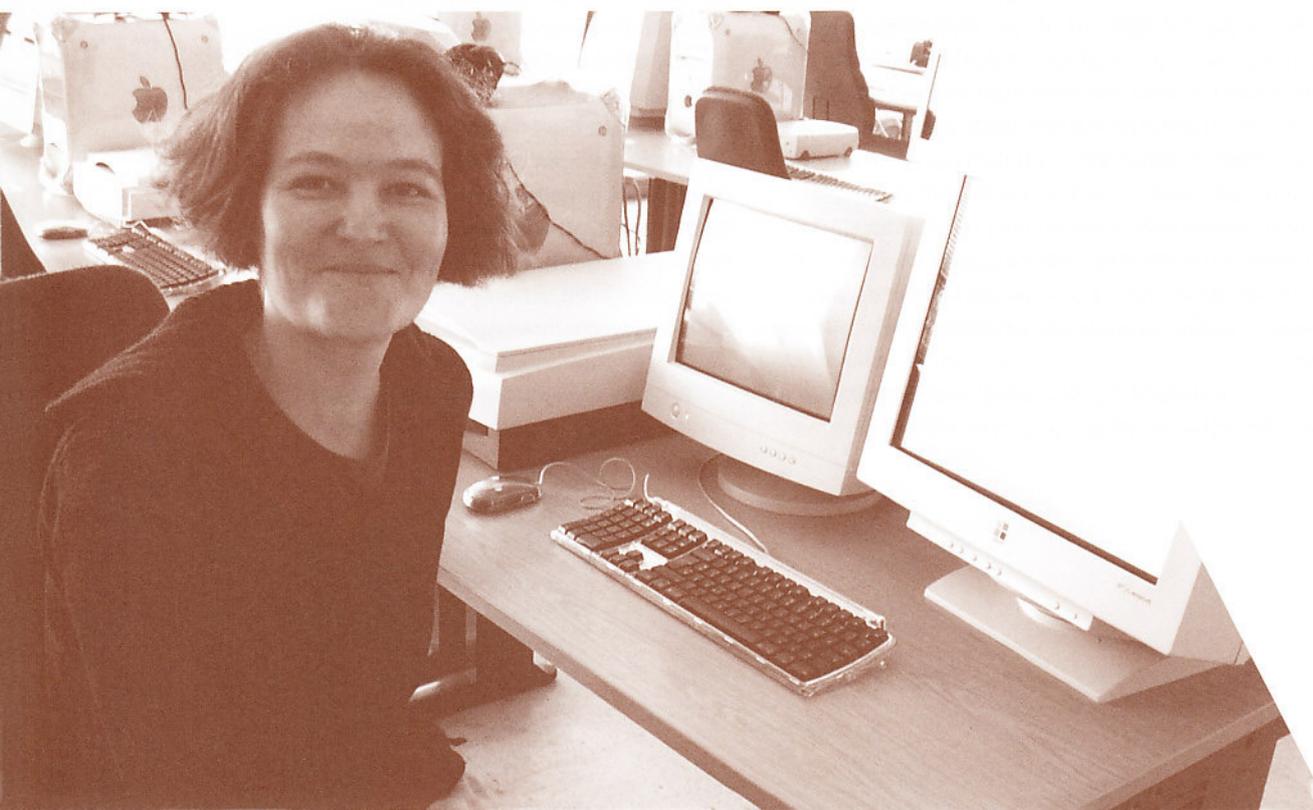
Geboren wurde ich 1969 in Bochum. Aufgewachsen bin ich jedoch im schleswig-holsteinischen Dithmarschen, da sich meine aus NRW stammenden Eltern in das "platte Land verliebten", als ich gerade 'mal 3 Jahre alt war. Im Anschluss an das Abitur entschied ich mich, eine Berufsausbildung zur Schriftsetzerin in einer kleinen Druckerei in Husum/Nordsee zu machen. Auch wenn die Ausbildung in dem nordfriesischen Kleinbetrieb nicht immer ganz konfliktfrei verlief, wusste ich schnell, dass ich mit dem Beruf der Schriftsetzerin und der Druckbranche eine gute Wahl getroffen hatte. Die Arbeit machte mir Spaß, und ich fand es gerade zu Beginn der Ausbildung spannend, wenn ich in meiner Freizeit Leute beobachten konnte, die z.B. den

von mir gesetzten Fahrenfahrplan benutzen oder wenn eine "meiner" Drucksachen in den Postkästen landete. Leider zeichnete sich mein Ausbildungsbetrieb nicht gerade durch technologische Aktualität und Innovationsbereitschaft aus, so dass ich mir zwar vorstellen konnte, in der Branche zu bleiben, jedoch keinesfalls auf diesem technologischen Niveau. Ich wollte mehr wissen und ich wollte selbstständig arbeiten.

Ich beendete meine Berufsausbildung 1992 mit dem Gesellbrief und "wanderte" dann nach Wuppertal aus, um hier im ehemaligen Fachbereich 5 mein Studium der Druckereitechnik (FH) aufzunehmen – zunächst mit dem Ziel, nach dem Studium wieder "zurückzukehren" und mich dann durch Übernahme meines Ausbildungsbetriebes selbstständig zu machen. Das Ingenieurstudium entsprach nicht in allen Punkten meinen Vorstellungen. Auf der einen Seite war es sicher vernünftig, ein Studium aufzunehmen, das einen fachlichen Bezug zu meiner Berufsausbildung hatte, andererseits musste ich feststellen, dass ich wohl die einzige Studentin dieses Fachrichtungsjahrgangs war, die zur Einführungsveranstaltung mit einer bunten Patchwork-Hose und einem zeltähnlichen Wollpulli antrat. Ich möchte diese modische Entgleisung natürlich nicht zur Meßlatte machen, aber dieses Studium war nicht bunt genug für mich.

08

›Portrait





und zeltähnlichen Wollpullis... 09

Mir wurde schnell klar, dass ich dem Berufsbild der erfolgsorientierten Ingenieurin als Führungskraft in der Druckbranche nicht gerecht werden mochte.

Mein ursprünglicher Plan zur Übernahme des Druckereibetriebes scheiterte an dem Kaufpreis von knapp 1 Mio. €, der sich wohl aus jeder Menge emotionaler Bindungen des Vorbesitzers ergab und den ich bedauerlicherweise nicht aufbringen konnte (und wollte). Stattdessen probierte ich mich parallel zum Studium als Dozentin in der Erwachsenen-Bildung. Auch wenn sich diese "Jobs" nicht gerade studienverkürzend auswirkten, kann ich mir eigentlich nachträglich nur selbst zu meinem Engagement in dieser Richtung gratulieren. Das war genau mein Ding – und Motivation genug, das Ingenieurstudium abzuschließen!

1999 war mein Jahr. Im Guten und im Schlechten. Im Frühjahr gab ich meine schriftliche Diplomarbeit ab und bewarb mich noch "Ing.-los" an der Bergischen Universität auf eine Stelle als Laboringenieurin in der Fachrichtung Kommunikations-Design. Nachdem ich alle "Weichen gestellt" hatte, nahm ich mir die Zeit für einen Arztbesuch. Die Diagnose war zunächst niederschmetternd – Krebs mit 29 Jahren – das klingt nicht nach Perspektive...aber es gab sie doch. Nach der OP komplettierte ich mein Studium erstmal durch das Kolloquium, das meine Prüfer netterweise im Krankenhaus mit mir durchführten (es hatte zugegebenermaßen etwas von "letzter Absolution"). So konnte ich mich Anfang Juni '99 im

Bewerbungsgespräch trotz aller Widrigkeiten als Druckingenieurin vorstellen – und ich bekam die Stelle!

Im Fachbereich F / Kommunikationsdesign bin ich nun seit September 1999 Herrn Prof. H. Birnbach und dem Lehrgebiet der Typographie zugeordnet. Ich leite dort den Computerraum, unterweise die Studierenden in den gängigen Grafik- und Layoutprogrammen, unterstütze sie dort bei der Realisation ihrer Aufgaben. Die direkte Arbeit mit den Studierenden macht mir Spaß, wenngleich es auch Tage gibt, wo ich es verfluche 153 Fragen aus 78 Themengebieten in 10 Minuten beantworten zu müssen. Aber es kommt auch viel zurück von den Studierenden – was immer wieder motiviert. In jedem Fall kann ich in diesem Lehrgebiet sicher sein, rechtzeitig zu erfahren, ob bunte Patchwork-Hosen und zeltähnliche Wollpullis bald wieder "aufgebügelt" werden sollten!««

Susanne Unterbäumer, FB F

›Leben gestalten

10

›Portrait

›Ja, was schreibe ich in einem

Portrait über mich? Gar nicht so leicht in einer Phase der Neuorientierung. Ich habe die Erfahrung gemacht, dass ich über abgeschlossene Phasen in meinem Leben mehr sagen kann als über jene, in denen ich noch drinstecke. Insofern fange ich von meiner Kindheit an zu berichten, die gemischte Gefühle in mir hinterlassen hat, dunkles und helles, freudiges und trauriges, und vor allem ganz viel Phantasie. Am 16.11.1972 wurde ich in Wuppertal geboren. Wir zogen bald nach Remscheid - Lennep, mit in das Haus meiner Grosseltern; eine spannende Zeit begann. Gemeinsam mit meinen beiden jüngeren Brüdern erkundete ich das Haus, die umliegenden Strassen und die Natur.

Eine wichtige Person wurde für mich mein Großvater, ein pensionierter Lehrer und Liebhaber von Märchenbüchern. Jeden Tag holte er mich vom Kindergarten ab, um mir ein Märchen zu erzählen. Dies waren die schönsten Stunden am Tag und ich freute mich so sehr darauf, mittags abgeholt zu werden und durch den Park zu schlendern, vertraute und neue Wege, um einer Geschichte zu lauschen, die Opa für mich erdacht und die ich auch mitdichten und verändern durfte, was besonders Spaß gemacht hat.

Mein Faible waren und sind die Pflanzen. Dadurch, dass wir viel in Wald und Wiesen unterwegs waren, spezialisierte ich mich auf das Wissen rund um Pflanzen. Ich sammelte Wiesenblumen in meiner selbstgebauten Botanisiertrommel, stöberte in Bestimmungsbüchern und alten Pflanzenzeichnungen, wovon mir noch heute eine Sammlung Biologiebücher geblieben ist, und legte ein Herbarium an.

Wir verbrachten viel Zeit mit zeichnen, basteln, spielen, Theaterstücke ausdenken, Musik, Flöte, Klavier, singen, eine kreative Welt von großer Fülle, aus der ich heute noch schöpfe. So ist heute mein großes Potenzial meine Kreativität, die ich in meinem Leben

beständig weiter-

entwickeln konnte. Nach dem Ab-

itur war ich ratlos, was ich werden wollte. Kunstlehrerin? Bibliothekarin? Restauratorin? Floristin? oder doch Krankenschwester? Mehr oder weniger entschlossen absolvierte ich eine Ausbildung zur Schaubeweggestalterin in einem Kaufhaus in Düsseldorf. Die Arbeit mit den unterschiedlichsten Materialien machte mir Freude, gleichzeitig hatte ich das ungute Gefühl, „gegen meine Natur“ zu arbeiten. Schon 1998 wurden von unserem Abschlussjahrgang kaum Auszubildende übernommen.

In einer Phase von Arbeitslosigkeit ging ich - mehr verzweifelt als mutig- spontan in Geschäfte, um mich persönlich vorzustellen; zum Ausgleich restaurierte ich meine beiden Holzstühle, die mich später in meine erste eigene Wohnung begleiteten.

Durch die Arbeit in einer Bandweberei bekam ich für zweieinhalb Jahre Einblick ins „ganz normale Berufsleben“. Während ich „oben“ Musterkarten herstellte, Heimarbeiterinnen betreute, den Ausstellungsraum dekorierte und später die Bandmuster motive selbst entwarf, arbeiteten andere „unten“ in der Färberei und Appretur, oder waren damit beschäftigt, die Plastikdeckel mit der Beschriftung, um welches Band es sich handelt, an die Bandrollen zu pressen. Der „Wert“ von Arbeit und die damit verbundenen gesellschaftlichen Ungleichheiten zwischen Menschen in unserem System sind Themen, die mich auch später in meiner Diplomarbeit beschäftigten.

Mein Spaß am Zeichnen wuchs. Hatte ich schon als Jugendliche in Günter Gruhlke einen sehr guten Zeichenlehrer gehabt, war die Arbeit mit Diemut Schilling (Künstlerin in Wuppertal), die ich nun begann, eine gelungenen Fortsetzung. Ich produzierte und produzierte nach Feierabend und setzte den Vorschlag, eine Mappe für ein Designstudium zu machen, in die Tat um. Die Bewerbung an der Uni Wuppertal zum Studiengang Kommunikationsdesign war im ersten Anlauf erfolgreich, und es begann eine Zeit von großer Freiheit, kreativer Entfaltung und persönlicher Entwicklung, die ich voll auskostete.

Während des Studiums fühlte ich mich besonders unterstützt von Gerwalt Kafka (Grundlagen Gestaltung, Zeichnen, Naturstudium) und später Prof. Ursula Wevers (Audiovisuelle Medien/Film), doch auch die Auseinandersetzung mit Lehrenden, mit denen ich mich nicht so gut verstand, haben mich weitergebracht. Dazu gehört auch die intensive Zeit hochschulpolitischer Arbeit in verschiedenen Gremien des Fachbereichs F und die Beteiligung an den Mapenaufnahmeprüfungen für den Studiengang Kommunikationsdesign, wobei ich besonders meinen Umgang mit „Autoritäten“ überprüfen konnte und lernte, studentische Rechte einzufordern und auch mal unbequem zu sein.

Seit 2001 arbeite ich als freiberufliche Designerin. Im September 2005 schloss ich das Studium ab mit meiner Diplomarbeit zum Thema „Frauenarbeit“. Es entstand ein dokumentarisch-essayistischer Film (28 Min) und als Theoriearbeit ein „Buch zum Film“ mit Kurzessays.

Von Beginn an war es mein Anliegen, bei der Beschäftigung mit persönlichen Lebensgeschichten, diese in größere Zusammenhänge zu stellen - als Phänomene der Zeit und des Zeitgeistes bzw. der betriebenen Politik.



Ziel war es, eine breite Palette an Assoziationseinstiegen für die BetrachterInnen und LeserInnen zur eigenen Reflektion zu geben - so mögen die folgenden Fragen aus der Einleitung auch hier zur Anregung dienen:

- Was haben Frauen gearbeitet?
- Was arbeiten sie heute?
- Unter welchen Bedingungen?
- Wie kommen Frauen zu ihrem Beruf?
- Welche Berufe wünschen und wüscht sich Frauen? Welche ergreifen sie tatsächlich?
- Welche Rollenmuster bieten sich ihnen?
- Wie wurden/werden Frauenbilder in der Geschichte und heute eingesetzt und zu welchen Zwecken?
- Welchen Einfluss hat Werbung auf die bestehenden geschlechtsspezifischen Rollenbilder?
- Frauen in Männerberufen?
- Männer in Frauenberufen?
- Welche Möglichkeiten, Lösungen und Wege beschreiben Frauen, um ihre Existenz zu sichern und gegebenenfalls mit Familienarbeit zu vereinen?
- Ist das Thema Emanzipation überholt und die Gleichberechtigung vollzogen?
- Welche Ungleichheiten bestimmen heute den Arbeitsmarkt und den Weltmarkt?
- Welche Arbeit ist sichtbar, welche eher unsichtbar, welche Bilder stehen im Vordergrund, welche im Abseits?
- Welches Verhältnis haben Menschen zu Arbeit und Arbeitslosigkeit?
- Welche Arbeit hat welchen Wert?
- Worüber fühlen sich Menschen wertvoll? Wie sehen Menschen in ihre Zukunft?
- Was sind die Aufgaben der Zukunft? Wie wünschen junge Frauen sich heute Zukunft?
- Was arbeite ich selbst? – eingeschlossen die vielfältigen gesellschaftlichen Aufgaben jenseits von Erwerbsarbeit.

Diese Frage stelle ich mir in dieser Phase nach dem Studium besonders.

Es macht mir Freude, das kreative Potenzial von Menschen zu wecken und zu fördern, und ich blicke zuversichtlich in eine Zukunft, in der mir eines gewiss ist: die Aufgabe, mein Leben zu gestalten.««

Stefanie Kaps, Diplom-Kommunikationsdesignerin
Kontakt: st.kaps@googlemail.com

»Die Prioritätsfrage

»Gerne komme ich der Bitte von Frau Hillebrand-Knopff nach, mich hier als neues Mitglied der Gleichstellungskommission kurz vorzustellen.

Mein Name ist Sabine Klose, ich arbeite seit Mai 2000 als Sekretärin im Dekanat und zusätzlich seit Oktober 2003 50% am Lehrstuhl von Herrn Prof. Zahlten, im FB D.

Mein erster erlernter Beruf ist Textillaborantin. Im Anschluss daran habe ich die FOS 12 für Technik absolviert. Anstatt eines Studiums habe ich dann eine berufliche Tätigkeit in einem Rechenzentrum aufgenommen. Ich schulte innerhalb Deutschlands Software für Apotheken. Schulungen und Seminare fanden auch im Hause des Rechenzentrums statt. Dieser Beruf hat mich in meiner persönlichen Entwicklung und Eigenständigkeit sehr gefördert. Als dann mein Sohn geboren wurde, war ich bis zur Geburt meiner Tochter freie Mitarbeiterin bei diesem Unternehmen. Nach meiner Babypause war dieses Unternehmen leider im Konkursverfahren.

Ein Leben ohne berufliche Tätigkeit war für mich nicht vorstellbar, deshalb übte ich zunächst diverse Nebenjobs aus. Diese Tätigkeiten waren nicht befriedigend, so dass ich, als dann meine Tochter im Kindergarten war, eine Umschulung zur Bürokauffrau machte. Der Umschulungsort und die Zeiten mussten händelbar sein. Diesen Beruf habe ich gewählt, weil es ein flexibel einsetzbarer Beruf ist, häufig in einer Teilzeitbeschäftigung angeboten wurde und somit mit der Familie vereinbar war.

Im direkten Anschluss wurde ich von einem großen Unternehmen der DIY (DO-IT-YOURSELF)-Branche übernommen. Zunächst als Sekretärin, dann als Sachbearbeiterin der Abteilung Architektur. Ich war zuständig für die Außenwerbung an den Baumärkten, angefangen bei der Angebotseinholung bei den Herstellerfirmen, der Koordinierung mit den Franchisepartnern, der Einholung baurecht-

licher Genehmigungen und Begleitung bis zur Fertigstellung. Es war eine sehr interessante Zeit. Diese Tätigkeit war leider im Laufe der Zeit nicht mehr mit 50% Arbeitszeit zu erfüllen. Hatte ich Außentermine, musste ich meine Familie um Unterstützung bitten. Als dann auch noch familiäre Erkrankungen hinzukamen, habe ich gekündigt und eine Familienpause eingelegt.

Im Mai 2000 habe ich an der Bergischen Universität im Dekanat mit einer 50%-Stelle wieder angefangen zu arbeiten, im Jahr 2003 um 50% ergänzt, am Lehrstuhl für Baumechanik und numerische Methoden. Im Hinblick darauf, dass meine Kinder, heute 20 und 16 Jahre alt, und in naher Zukunft die Empty-Nest Phase folgen wird, habe ich ein siebensemestriges berufsbegleitendes Studium an der Technischen Akademie Wuppertal zur Diplom Betriebswirtin (Verwaltungsakademie) begonnen und 2005 erfolgreich beendet. Dieses Studium konnte ich bisher noch nicht monetär, aber dennoch gewinnbringend bei meiner jetzigen Tätigkeit in der Hochschule, sowie persönlich umsetzen.

In meiner Freizeit steht die Familie im Vordergrund, ich gehe sehr gern mit unserem Hund spazieren oder joggen. Versuche mich jetzt in einem Pilates-Kurs und lese sehr gern.

Zeigen soll dieser Lebenslauf, dass es immer noch schwierig ist, berufliche Ziele mit sozial verantwortlicher Vereinbarkeit und Verantwortlichkeit für die Familie umzusetzen. Ich begrüße den Ansatz der Familienministerin Frau van der Leyen, Väter in die Erziehungszeiten zu implementieren.««

Sabine Klose, FB D



»Lydia und andere...

»Frauen im Urchristentum

»Der erste europäische Christ ist eine Christin. Nach der Apostelgeschichte des Neuen Testaments gelangt Paulus auf seiner zweiten Missionsreise nach Europa. In Philippi, seiner ersten Station nach Überquerung des Bosphorus, geht er am Sabbat zu einer jüdischen Gebetsstätte vor den Toren der kleinen Stadt im griechischen Makedonien (Apg 16,11-40). Dort spricht er mit den Frauen, die sich eingefunden haben. Berührungsängste kennt er nicht. Er setzt auf die Intelligenz, die Sensibilität und die Religiosität der Frauen, die wie er den Sabbat nutzen, um zur Besinnung zu kommen, Gottesdienst zu feiern und etwas für ihre Seele zu tun. Es sind keine Jüdinnen, mit denen er in Philippi redet, sondern „Gottesfürchtige“: Frauen, die zum Glauben an den einen Gott gefunden haben und die Zehn Gebote halten, aber nicht im vollen Sinn zum Judentum übergetreten sind – vielleicht, weil sie dann eine Fülle von Reinheitsvorschriften hätten befolgen müssen, die mit ihren Vorstellungen von Freiheit nicht im Einklang standen.

Eine dieser Frauen heißt Lydia. Sie ist eine Unternehmerin. Sie lebt allein, sie hat ein eigenes Haus, sie führt einen mittelständischen Betrieb: Sie ist Purpurhändlerin. Sie stammt aus der Stadt Thyatira im kleinasiatischen Lydien. Ihr Name erinnert an ihre Heimat. Thyatira ist ein Zentrum des Wollhandels und der Purpurfärberei, Lydia, scheint es, lässt ihre Beziehungen spielen. Sie bezieht die Purpurstoffe aus ihrer Heimat und verkauft sie in Makedonien. Das Geschäft scheint sich zu rentieren. Die erfolgreiche Frau schaut aber nicht nur aufs Geld. Sie hat geistige Interessen.

Sie ist ihren eigenen Weg gegangen, mit anderen Frauen zusammen, wenn sie dem Judentum sich angenähert hat: fort von der Verehrung vieler Gottheiten, weg von den blutigen Opfern, hin zu Gott, dem Schöpfer des Himmels und der Erde, hin zu den Gebeten der Psalmen, hin zur Gottes- und zur Nächstenliebe.

Von dieser Lydia schreibt Lukas, dem wir die Apostelgeschichte verdanken, ganz schlicht: „Gott öffnete ihr Herz, so dass sie Acht gab auf das, was Paulus sagte“ (Apg 16,14). So kommt sie zum Glauben: mit Herz und Verstand. Paulus zögert nicht, sie zu taufen. Und Lydia zögert nicht, mit ihrem Glauben ernst zu machen. Weil sie weiß, dass sie gebraucht wird, sagt sie zu Paulus und seinen Mitarbeitern: „Kommt in mein Haus und wohnt dort“ (Apg 16,15). Die Missionare, die von Ort zu Ort wandern, um die Frohe Botschaft zu verkünden, sind auf Gastfreundschaft ange-

wiesen. Lydia gewährt sie ihnen. In ihrem Haus haben sie einen Stützpunkt für ihre weitere Arbeit. Im Haus der Lydia wird sich aber auch die Christengemeinde zum Gottesdienst versammeln können.

»Starke Frauen – Schwache Frauen

Lydia ist der Typ Frau, von dem das Christentum am meisten profitiert – und der vom Christentum am meisten profitiert hat. Wie sehr, macht ein Satz deutlich, den Paulus in seinem Brief an die Galater zitiert, der aber ein Bekenntnis aus dem Taufgottesdienst des Urchristentums ist: „Da gilt nicht mehr: Jude oder Grieche, Sklave oder Freier, Mann oder Frau; alle sind wir eins in Christus“ (Gal 3,28). So etwas war vorher nie zu hören; und was später so klingt, ist ein Echo dieser christlichen Einsicht. Gemeint ist nicht, dass man in der Kirche nicht mehr Jude oder Grieche, Sklave oder Freier, Mann oder Frau wäre; gemeint ist, dass die diskriminierenden Unterschiede aufgehoben werden, die in religiöser Hinsicht zwischen Juden und Griechen bestanden, in sozialer zwischen Sklaven und Freien, in sexueller, auf das ganze Leben ausstrahlend, zwischen Männern und Frauen. In den Augen Gottes zählen alle gleich viel – unendlich viel. Damit ist ernstgenommen, was auf der ersten Seite der Bibel steht: „Gott schuf den Menschen als sein Ebenbild; Abbild Gottes schuf er ihn; als Mann und Frau schuf er sie“ (Gen [1. Mos] 1,26f).

Paulus kennt viele Frauen wie Lydia. Er spricht in den höchsten Tönen von ihnen. Eine, Junia, lobt er als „Angesehene unter den Aposteln“ (Röm 16,7). Eine andere, Phöbe, gehört zum Team der Gemeindeleitung in

Kenchreä, einer der Hafenvorstädte Korinths, wahrscheinlich hat sie den Römerbrief, das theologisch gewichtigste Schreiben des Neuen Testaments, in die Hauptstadt überbracht und den Christen dort erläutert (Röm 16,1). Es gibt viele weitere Frauen, die eine aktive Rolle im neutestamentlichen Christentum gespielt haben, junge und alte, verheiratete und unverheiratete, gesunde und kranke, Sklavinnen und Herrinnen, Mütter und Jungfrauen, Witwen und Waisen. Es gibt Prophetinnen wie die vier Töchter des Diakons Philippos (Apg 21,9), Missionarinnen wie Priska (Röm), die, ebenso wie ihr Mann Aquila, mit Paulus eng befreundet war (Apg 18,2f; Röm 16,3f; 1Kor 16,19; 2Tim 4,19), engagierte Gemeindemitglieder wie Tryphäna, Tryphosa und Persis aus Korinth, deren Solidaritätsarbeit Paulus im Römerbrief eigens gedenkt (Röm 16,12).

Doch nicht nur als starke, auch als schwache Frau kann man ohne Wenn und Aber Vollmitglied der Kirche sein. (Bei Männern ist es ebenso.) Witwen übernehmen wichtige Aufgaben in der Caritas und Erziehungsarbeit (1Tim 5,3-16). Kranke werden nicht ausgestoßen. Besonders schwierig war die Situation von Christinnen, deren Mann bei den alten Göttern geblieben war. Paulus rät ihnen, wenn es möglich ist, in der Ehe zu bleiben (was im Regelfall ihre wirtschaftliche und soziale Existenz sicherte) und darauf zu hoffen, dass sie ihren Mann vom Glauben überzeugen (1Kor 7); wenn der sie aber in ihrer Religionsfreiheit unterdrückt, haben sie das Recht, sich scheiden zu lassen und, wenn sie wollen, eine neue Ehe einzugehen. (Das ist katholisches Kirchenrecht bis heute.)

› Spannungen und Widersprüche

Im Christentum haben Frauen beste Chancen, sich von ihrem Glauben her selbst zu verwirklichen. Aber sie leben nicht in einer heilen Welt. Im Ersten Korintherbrief liest man – von Paulus selbst geschrieben oder von fremder Hand in seinen Text eingefügt: „Die Frauen sollen in der Gemeinde schweigen“ (1Kor 14,34). In den Haustafeln steht: „Die Frau sei dem Manne untertan“ (Kol 3,18; Eph 5,22; 1Petr 3,1). Manche sehen darin den großen Sündenfall des Christentums.

Realistischer ist eine differenzierte Sicht. Von Anfang an gibt es eine große Spannung in der Geschichte der Kirche. Einerseits lebt sie von starken und von schwachen Frauen: von Frauen, die stark genug sind, zu wissen, dass ihre Stärke nicht aus sich selbst kommt, sondern aus dem Geist Gottes, der ih-

nen zuteil wird, und schwach genug sind, zu wissen, dass ihre Schwäche nicht ein Makel ist, sondern Ausdruck ihrer Menschlichkeit – woran die Männer sich ein Beispiel nehmen sollten. Wie im Judentum ist auch im Christentum nicht die dumme, nicht die sklavisch unterwürfige, sondern die gebildete, die aufgeklärte, die mitleidvolle, liebevolle, einsichtsvolle Frau das Ideal. Von keinem Menschen, Jesus ausgenommen, spricht die Kirche größer als von einer Frau: seiner Mutter Maria. Welche Institution hat – auf Dauer gesehen – mehr für die Bildung von Frauen getan als die Kirche?

Andererseits gibt es offene und verborgene Frauenfeindlichkeit, schon im Neuen Testament. Zum einen Teil resultiert sie aus den üblichen Rollenverteilungen in der Antike, die vom frühen Christentum übernommen werden. Das Neue Testament trägt die Spuren seiner Entstehungszeit an sich. Über manches ist die Zeit hinweggegangen. Die Untertänigkeit der Frauen in der Familie – wenn sie nicht überhaupt nur auf dem Papier gestanden hat, wird sie durch das Gebot der Männer, ihre Frauen zu lieben, austariert. Die politische Öffentlichkeit war Männersache; so sollte es auch in der kirchlichen sein. Das hat sich in der Neuzeit geändert, auch durch den Einfluss der Kirche.

Schwerwiegender scheinen die religiösen Gründe zu sein, mit denen sich im Neuen Testament die Frauenfeindlichkeit wappnet. Paulus sieht noch Adam als den großen Sünder (Röm 5). In merkwürdiger Lesart der Paradiesgeschichte (Gen [1. Mos] 3) behauptet hingegen der – unter dem Namen des Paulus verfasste – Erste Timotheusbrief gegen Ende des 1. Jahrhunderts: „Nicht Adam wurde verführt, sondern die Frau ließ sich verführen und übertrat das Gebot“ (1Tim 2,14). Eva wird zur femme fatale. Aber die theologischen „Argumente“ für eine Zurücksetzung von Frauen sind nicht nur vereinzelt, sie sind auch schwach. Das zeigt sich nicht nur, wenn man ihren Sachgehalt überprüft, sondern auch, wenn man sie kritisch mit anderen, zentralen Texten der Bibel vergleicht. Deshalb ist es konsequent, dass sie in keinem einzigen kirchlichen Lehrdokument zitiert werden. Sie haben auf andere, subtilere Weise gewirkt. Sie sind auch immer auf Kritik gestoßen, nicht nur bei Frauen.

› Geschlecht und Geschichte

Wer den biblischen Hintergrund sowohl der sozialen Unterdrückung als auch der politischen Emanzipation der Frauen nicht sieht, ist blind. Manche wollen die Religiosität ganz hinter sich lassen, weil sie den Glauben an den einen – männlichen – Gott als Quelle allen Übels sehen. Wohin dann mit weiblicher Spiritualität? Und wo bleibt die Gottesebenbildlichkeit? Andere wollen die Religion benutzen, um Frauen in die Schranken zu weisen. Wie soll das damit zusammengehen, dass es keine Taufe erster und zweiter Klasse gibt, sondern eine Taufe, einen Glauben, eine Kirche (Eph 4,4)?

Die Spannungen im Frauenbild des Neuen Testaments haben tiefe Gründe. In der Genesis, dem biblischen Schöpfungsbericht, ist bei der Erschaffung des Menschen nicht von Jugend und Alter die Rede, nicht von Dummheit und Klugheit, nicht von der Hautfarbe,

nicht von moralischen Qualitäten, nicht von Religion und Beruf. Aber sofort ist davon die Rede, dass der Mensch als Mann und als Frau erschaffen ist. Die Geschlechtlichkeit ist eine essentielle Bestimmung des Menschen. Sie ist nicht das Zeichen eines Mangels, eines Verlustes ursprünglicher Einheit, sondern steht unter dem Vorzeichen des: „Gott sah, dass es gut war.“ Es wird nicht gelehrt, dass es Geschlechterkämpfe gibt. Aber während es zur schöpfungsmäßigen Natürlichkeit des Menschen gehört, dass der „Mann Vater und Mutter verlässt und seiner Frau anhängt und die beiden ein Fleisch werden“ (Gen 2,24), gehört es zu den bösesten Folgen des Sündenfalls, dass die Frau zwar „nach dem Mann verlangen“, er aber über sie „herrschen“ wird (Gen 3,16).

Das Christentum steht in dieser Tradition. Aber es verkündet die Erlösung von der Sünde – auch von der, unter der die Frauen ganz besonders leiden. Frau zu sein, ist – wie, Mann zu sein – kein Vorzug und kein Nachteil, sondern eine elementare Art, Mensch zu sein. Aber eine Frau wird, wenn sie die Bibel liest, nicht überrascht sein, in der Geschichte benachteiligt, unterdrückt, zurückgesetzt zu werden. Das ist kein Schicksal, das sie hinnehmen müsste. Es ist ein Unrecht. Aber es sitzt zu tief, als dass es durch politische Reformen, so nötig sie sind, beseitigt werden könnte. Es ist eine Folge der Gewalt, des Hasses „jenseits von Eden“. Nur wer sieht, dass die Unterdrückung der Frauen ein Ausdruck der Ursünde ist, dass Menschen sein wollen wie Gott, ist zur Wurzel des Übels vorgedrungen. Wer so weit nicht geht, bleibt oberflächlich.

Wer aber so weit in die Tiefe dringt, erkennt, dass zur Emanzipation nicht die Abkehr von Gott gehört, sondern die Hinkehr zu ihm – im Vertrauen, von Gott unbedingt geliebt zu sein. Wo dieser Glaube entsteht, wird der Teufelskreis der Sünde unterbrochen. Wo er unterbrochen ist, können Frauen – Frauen sein. Sie brauchen ihr Geschlecht nicht zu verleugnen, um erfolgreich zu sein und anerkannt zu werden. Im Gegenteil, je deutlicher die Fraulichkeit wird, desto ausdrucksstärker die Menschlichkeit. Und je menschlicher die Welt wird, desto besser für Männer und für Frauen.

»Jesus und die Frauen

Jesus war ein Mann. Auf Frauen scheint er eine besondere Anziehungskraft ausgeübt zu haben. Die Moderne malt sich gerne amouröse Abenteuer aus. Die Wahrheit ist viel interessanter. Jesus lebte zölibatär, er war ehelos: nicht aus Weltverachtung oder Frauenfeindlichkeit, sondern charismatisch „um des Himmelreiches“ willen (Mt 19,12). Er war ein Heiliger, ein Mann Gottes, ein Mensch mit einer Sendung: einer Gottesbotschaft, für die er gelebt hat und für die er am Ende auch gestorben ist. Gerade das hat ihn so attraktiv gemacht.

Jesus ist ein Mann, der in Frauen kein Sexualobjekt sieht, keinen Wirtschaftsfaktor, keine Rollenträger, sondern Menschen aus Fleisch und Blut, mit Leib und Seele. Er weckt ihren Glauben, er stärkt ihre Liebe, ihre Hoffnung enttäuscht er nicht. Jesus hat Frauen nahe an sich herangelassen – so nahe, dass viele daran Anstoß genommen haben: Eine öffentliche Sünderin – war es eine Prostitu-

ierte? – dringt bei einem Gastmahl zu Jesus vor, bricht in Tränen aus, benetzt mit ihren Tränen seine Füße, trocknet sie mit ihren Haaren, küsst sie und salbt seine Füße mit sündhaft teurem Alabasteröl (Lk 7,36-50). Der Gastgeber Jesu, ein rechtschaffener Pharisäer, ärgert sich: „Wäre er ein Prophet, wüsste er, was für eine Frau das ist, von der er sich berühren lässt!“ Nach einer Überlieferungsvariante regen sich die Jünger über die Verschwendung auf (Mk 14,3-9). Tatsächlich aber ist es so, dass Jesus genau weiß, mit wem er es zu tun hat und weshalb er sich von ihr berühren lässt: „Ihre vielen Sünden sind ihr vergeben, denn sie hat viel geliebt“. Und er weiß auch ihre Verschwendung zu schätzen: „Wo immer das Evangelium auf der ganzen Welt verkündet wird, wird auch erzählt werden, was sie getan hat, ihr zum Gedächtnis (Mk 14,9).

Die Evangelien sind voll von Frauengeschichten. Meistens geht es um Kranke, die durch Jesus geheilt werden. Aber es geht auch anders. Ein einziges Streitgespräch hat Jesus verloren – und eine Frau war es, die ihn mit seinen eigenen Waffen geschlagen hat, eine Heidin zumal, die um die Heilung ihrer kranken Tochter bittet (Mk 7,24-30). Jesus weist sie anfangs ab: „Lasst zuerst die Kinder satt werden; es ist nicht recht, das Brot den Kindern wegzunehmen und den Hunden vorzuwerfen.“ Wer wollte das bezweifeln? Bei aller Tierliebe: Zuerst müssen die Kinder zu essen bekommen. Deshalb pflichtet die Frau Jesus bei: „Ja, du hast recht, Herr!“ Aber der Satz Jesu ist doch eine brüske Zurückweisung: Sie, die Heidin, solle ihn nicht behelligen, der er genug mit den Kindern Israels zu tun habe. Doch die Frau lässt nicht locker: „Aber auch die Hunde essen unter dem Tisch von den Krumen der Kinder.“ Das ist weibliche Logik, sie trifft den Nagel auf den Kopf: Durch Teilen wird die Gnade Gottes nicht weniger, sondern mehr. Jesus zögert keine Sekunde, der Frau Recht zu geben. Sie hilft ihm, seine Sendung besser zu verstehen. Er erfüllt ihren Herzenswunsch und macht ihre Tochter gesund. Wie Jesu Frauengeschichten enden, wird schlaglichtartig deutlich. Die Grundbotschaft des Neuen Testaments erhellt. Auch Männer dürfen sich darüber freuen.«



› Mitglieder der Gleich

von links nach rechts:

Dr. Christel Hornstein – Gleichstellungsbeauftragte und Vorsitzende

Prof. Dr. Karl Schwalbenhofer - FB F stellv. Vorsitzender

Prof. Dr. Michael Fallgatter – FB B

Prof. Dr. Gerda Breuer – FB F

Prof. Dr. Susanne Uhmann – FB A

Wiss. Ang. Dr. Monika Lengelsen – Brückenkursbüro

Wiss. Ang. Dr. Juliane Pegels – FB F

Wiss. Ang. Bert Zulauf – ZIM



Wiss. Ang. Dr. Felizitas Sagebiel – FB B

Reg. Ang. Gabriele Hillebrand-Knopff – stellv. Gleichstellungsbeauftragte

Reg. Ang. Sabine Klose – FB D

Reg. Ang. Jürgen Werner – Dezernat 1

Reg. Ang. Ludger Gützlaff – Dezernat 4

Studentin Vilma Symanczyk

Student Mohammed Khodeir

Studentin Melanie Meier – ohne Foto

Studentin Franziska Mohr – ohne Foto

›Seitdem die feministische Theorie den shift von der Frauen zur Genderforschung vollzogen hat, scheint die im Titel dieses Beitrags angesprochene Alternative entschieden; vor allem die Praxis des gender mainstreaming verpflichtet darauf, die Lebens- und Arbeitsbedingungen beider Geschlechter in gleicher Weise zu berücksichtigen, d.h., den einseitigen Blick auf die defizitäre Grundsituation der Frauen aufzugeben.

Manch eine fragt sich, was durch diesen shift gewonnen ist und erinnert sich wehmütig an die alten Zeiten, da mindestens in der Theorie die gynozentrische Perspektive, also die der Differenz energisch gegen die der Gleichheit gesetzt wurde, die es eben als verdeckt androzentrische zu entlarven galt. Manch Kurioses wurde unter diesem Label veröffentlicht, - es lohnt aber, noch einmal zu fragen, was der differenztheoretische Ansatz eigentlich zu sehen gab.

Die Idee der Einheit des Menschengeschlechts, der Gleichheit und der gleichen Freiheit aller Menschen unangesehen des Unterschieds der Rasse, des Geschlechts, der Religion etc. ist als Konsequenz jener durch die Philosophie der Aufklärung vorbereiteten Epoche der Moderne zu verstehen, deren Prinzip die Selbstgewißheit der menschlichen Vernunft ist. Diese bildet den Gerichtshof, vor dem tradierte Wissens- und Lebensformen ihre Vernünftigkeit unter Beweis zu stellen hatten. Gesellschaftspolitisch ist das bedeutendste Resultat dieser Befreiungsbewegung die Heraufkunft der bürgerlichen Gesellschaft, jener Sphäre, die sich der Emanzipation des Bereichs der Ökonomie aus den Fesseln staatlicher Kontrolle verdankte. Die materielle Reproduktion der Gesellschaft war nun vorzüglich jenes Feld, auf dem sich die Idee gleicher Handlungsfreiheit in der Form der Bildung von Privateigentum verwirklichte.

Gegenstand der Kritik wurde diese

›Gleichheit oder Differenz

Eine Grundfrage in der Theorie der Geschlechterbeziehungen neu gesehen

nach Maßgabe neuzeitlicher Rationalität errichtete neue Ordnung von Staat und Gesellschaft auf zweierlei Weise; zum einen konnte die Differenz von Anspruch und Wirklichkeit hinsichtlich des Prinzips der Gleichheit ins Visier genommen werden: die politischen Teilhaberechte waren denen verwehrt, die nicht im Vollsinn Mitglied der bürgerlichen Gesellschaft, also Privateigentümer waren, mithin alle ökonomisch Unselbständigen, - wie wir heute sagen: alle „abhängig Beschäftigten“; ebenso ausgeschlossen waren „alle Frauenzimmer“.¹ Die Differenz dieser beiden Gruppen bloßer „Schutzgenossen“ des Gemeinwesens liegt auf der Hand: während bei der ersten Gruppe der Zufall der Lebensumstände sie zeitweilig ausschloß, die Möglichkeit aber, durch eigene Anstrengung die Klassengrenze zu überspringen, nicht ausgeschlossen war, konnten Frauen die Schranken ihres natürlichen Geschlechts auch durch größte Anstrengung nicht überwinden.

Die alte Frage, ob die Frauen dann also dem Menschengeschlecht gar nicht zugehören, beantworteten die Vorkämpfer der Emanzipation durch eine Erfindung, die den Prämissen der Aufklärung zuwiderlief; durch die Erfindung der Wesensbestimmung der Frau: natürlich sind Frauen Menschen, so lautet das Argument, aber nur in der Weise, in der auch Kinder dem Menschengeschlecht angehören: als der Vernunft noch nicht mächtig. Der Mensch ist nämlich, so definiert Kant, ein *animal rationale*, also ein mit Vernunftfähigkeit begabtes Lebewesen, das aus sich selbst das *animal rationale*, das vernünftige Tier erst macht.² Die Vernunft ist also ein Vermögen, eine Potenz, die ihr Träger selbst sich aneignet und in Tätigkeit setzen muß: daher die an die Lebensalter gekoppelte Bildsamkeit des Menschen.

Das Spezifikum des weiblichen Geschlechts liegt nun darin, daß der Mangel, der bei (männlichen) Kindern den Charakter des Noch-nicht hat, den weiblichen als Geschlechtscharakter, mithin als Wesensbestimmung zukommt: „Das Weib in jedem Alter wird für bürgerlich-unmündig erklärt“³, so Kant in seiner Anthropologie. Bei Frauen bleibt die Vernunftfähigkeit also dauerhaft im Zustand der Potenz, der Status des unmündigen Kindes ist ihnen wesentlich. Gegen solche Essentialisierung konnte nicht mit empirischen Gegenbeweisen argumentiert werden. Es mußte vielmehr eine prinzipielle Kritik formuliert werden, derart, daß das aus männlicher Sicht bloß Defizitäre als positive und selbständige Qualität faßbar wurde. Die Stoßrichtung dieser Argumentation konvergiert nun weitgehend mit jener Kritik, die die

Gegenaufklärung bis hin zum Denken der sog. Postmoderne gegen die Prinzipien neuzeitlicher Rationalität erhoben hat. Es wird bestritten, dass sich das Wesen der Vernunft ausschließlich aus dem Prinzip selbstgewisser Subjektivität begreifen läßt. Eingeklagt wird also die alte Bedeutung von Vernunft, nach der sie im Vernehmen, im Aufmerken auf die Bekundung des anderen besteht, also in der Wahrnehmung der das Seiende im Ganzen durchherrschenden objektiven Vernunft. Die neuzeitliche, sich im menschlichen Subjekt wissende und wollende subjektive Vernunft als neutrale und überzeitliche Wesensbestimmung zu deklarieren, heißt eben, die Einseitigkeit und Zeitbedingtheit dieser Bestimmung übersehen. Diese partielle Blindheit ist auf Interessen zurückzuführen: es sind dies die Interessen der Selbstbehauptung der Menschengattung und über diesen Selbstbehauptungswillen supponiert sich die Gattung einen einseitigen, nämlich den männlichen Geschlechtscharakter. Die menschliche Vernunft, wie sie in der Neuzeit als subjektive, d.h. sich wissende und sich wollende bestimmt wird, ist substantiell Herrschaft: die vermeintlich menschliche Vernunft ist also nach dem Maße männlicher Vernunftmanifestation konzipiert.

Entfaltet man diese Argumentation in ihren Grundschritten, so lassen sich in der Tat Denk- und Lebensweisen der Neuzeit, die diese als überzeitlich deklariert, in ihrer Historizität begreifen, und es erscheinen die Umriss einer anderen, jetzt weiblich konnotierten Vernunft. Die als subjektiv konzipierte Vernunft bedarf nämlich des anderen, des Objekts als eines Gegenstandes, den es anzueignen und zu beherrschen gilt. Solch agonales Verhalten gegen das Andere, zunächst die äußere Natur, setzt Selbstbeherrschung voraus: gerade die eigene, innere Natur, die als Trieb auf unmittelbare Befriedigung drängt, gilt dem männlichen Subjekt als bedrohliches Anderes, das zu beherrschen ist. Als zu beherrschen erscheint jeweils das sich zerstreuende Viele, das Nichtidentische, dasjenige, das keine festen Grenzen hat, das nicht in sich, sondern außer sich ist. So ist die Materie als Inbegriff des Außersichseienden der Gegenbegriff zum Geist, der selbstgewissen Identität.

Das Interesse an der Festigung dieser Identität geht auch in die theoretische Einstellung zur Welt ein: die Antike hatte die Theorie als Einstellung definiert, in der die Vernunft befreit von allen partikularen Interessen sich auf das Objekt bezieht, wie es sich von sich her zeigt, weshalb eben solches interessefreie Verhalten zu objektiver Erkenntnis führt. Eine Objekt-

welt, die aus und durch sich selbst besteht, gehört für das neuzeitliche Wissenschaftsverständnis ins Reich des Alltagsverhaltens, der natürlichen Einstellung. Diese ist überwunden, wenn dem Gegenstand sein Ansichsein genommen ist und sein Sein in seinem Gesetzsein, in seiner Konstitution durch und für das erkennende Subjekt besteht. Dieses Zurichten des Objekts setzt vor allem voraus, daß die Sinne, deren Part im Erkenntnisprozeß darin besteht, sich affizieren zu lassen durch das, was von sich her ist, ins gehörige Verhältnis zum Denken gesetzt werden: sie liefern nur das Material für das begriffliche Denken, jenes identitätslose, zerfließende Mannigfaltige, das es denkend zu bearbeiten gilt. Das gegebene Mannigfaltige ist als Einzelnes und Besonderes unter das begrifflich Allgemeine zu subsumieren. Nur aufgrund der Dominanz des Denkens als des Vermögens, etwas im Allgemeinen vorzustellen, lassen sich Ereignisse in ihrem gesetzmäßigen Ablauf erfassen, - läßt sich also alles, was als entgegenstehendes Anderes erfaßt werden kann, aneignen und beherrschen.

So wird deutlich, daß der neuzeitliche Wissenschaftsbegriff das Interesse an technischer Verfügung in sich trägt. Wie stellt sich nun aus der Sicht dieser selbstgewissen Vernunft der Bereich menschlicher Interaktion dar? Während der Bereich der Natur als das dem menschlichen Geist gegenüber andere zum Gegenstand theoretischer Erklärung und technischer Beherrschung wird, ist der Bezug auf das andere Subjekt, das alter ego durch den Begriff der Anerkennung bestimmt: für die Sphäre der menschlichen Praxis, der Interaktion ist die wechselseitige Anerkennung der Subjekte als gleiche, ist Intersubjektivität die Grundlage. Der subkutane männliche Geschlechtscharakter der Vernunft zeigt sich auf dem Gebiet der Interaktion in anderer Weise als auf dem theoretischen Verhalten: begründet die Vernunftfähigkeit

menschliche Gleichheit, so richtet sich die Anerkennung des anderen nicht auf seine Individualität im Sinne der unverletzlichen Einzigartigkeit, sondern nur darauf, daß der andere und alle anderen überhaupt Individuen sind wie ich selbst; die Individualität wird also nur abstrakt erfaßt und bleibt ihrer Besonderheit nach unbestimmt. Die Normen, die die Sphäre menschlichen Handelns regeln, sind daher auch bloß formal und negativ gefaßt: sie gebieten ein Handeln, das der Selbstgesetzgebung der praktischen Vernunft nicht widerspricht, sie gebieten, die menschliche Würde eines jeden zu achten und ihn als Mitmensch anzuerkennen, aber sie schreiben nicht positiv Normen der Mitmenschlichkeit vor. In dieser Formalität unterscheiden sich moralische Normen, d.i., Normen des Handelns von ethischen Normen; letztere beziehen sich nicht nur auf den Bereich des Handelns, sondern auf den des Lebenszusammenhangs im Ganzen.

Der zweite Normenbereich, in der der Ansatz menschlicher Gleichheit die bloße Formalität der Regelungskompetenz zur Folge hat, ist der der Rechtsnormen. Hier geht es nicht um die handlungsbestimmenden Maximen des Willens, sondern nur um die Handlungen und zwar um äußere Handlungen. Deren Betätigungsbereich muß in der Weise begrenzt sein, daß die Handlungsmöglichkeiten aller handelnden Individuen zusammenpassen. Die Gleichheit aller Menschen meint mit Bezug auf das äußere Handeln, also die durch das zwingende Recht ermöglichte Kompatibilität der Handlungssphären.

Der universelle Geltungsanspruch beider Normbereiche - hier ganz im Kantischen Begriffsrahmen vorgestellt - läßt den Blick auf das Besondere und Einzelne nicht zu. Daher rührt die Klage über die formale Natur dieser Normen, die auf dem Gebiet der Moral schon früh zur Diskussion alternativer Vorstellungen führten, die in dem von Hegel

eingeführten Begriff des Sittlichen ihr Zentrum haben. Trägt das Antlitz männlicher Vernunft auf dem Gebiet der Wissenschaft imperiale Züge, so auf dem Feld menschlicher Interaktion die Züge kalter Indifferenz: der Blick der Egalität läßt die besonderen Interessen und Lebensformen und die Singularität der Individuen gleichgültig nebeneinander bestehen.

Welches ist nun die Reichweite solch radikal-feministischer Vernunftkritik, die, wie angedeutet, in den Grundzügen vom männlichen Mainstream der Postmoderne adaptiert wurde: Wie jede Radikalkritik ist sie mit der Hypothek behaftet, sich von dem her zu bestimmen, wogegen sie sich kehrt und daher an dieses fixiert zu bleiben. Wo sie anderes sein will als Kritik und Korrektiv der herrschenden Vernunft, kommt es mehr oder weniger zur Rehabilitierung jener Argumente der Gegenaufklärung, deren Prämissen in die Vormoderne zurückweisen und einer objektiven Vernunft das Wort reden. So läßt sich eine alternative Wissenschaft und Technik methodisch nur denken, wenn der Dualismus von Natur und Geist aufgehoben wird und die äußere Natur insgesamt als beseelt vorgestellt wird oder von Seiten des Geistes gesprochen, dieser als nicht sich wissender in der Natur anwesend. So wäre das Herrschaftsverhältnis zwischen Geist und Natur aufgehoben.

Die Wissenschaftlerinnen freilich, die bewußt aus dem Interessenhorizont des weiblichen Lebenszusammenhangs forschen, beanspruchen nicht, eine alternative Methodik zu entwerfen und anzuwenden, sondern es sind neue, sprich bisher vernachlässigte Gegenstandsbereiche, auf die sie sich konzentrieren. So sind es z.B. die auf den Sektor des Gesundheitswesens bezogenen Wissenschaften, die unter dem Druck ökonomischer Verwertungsinteressen die weniger profitablen, den weiblich-reproduktiven Lebensbereich zugehörigen Gebiete vernachlässigen, wenn nicht ignorieren. Die Meriten, die sich Wissenschaftlerinnen auf diesen Gebieten erwerben können, erfordern freilich mehr außergewöhnliche Fähigkeiten praktisch-ethischer als intellektueller Natur. So wenig wie auf dem Gebiet der Wissenschaft wird auch auf dem der Moraltheorie und des Rechts eine andere Vernunft substantiell neue Entwürfe zutage fördern. So hat beispielsweise Gilligans Fürsorge-Ethik ein Gegenentwurf zu Pflichtethik Kantischer Provenienz liefern wollen und sich dabei unbedarft in die Traditionen der Mitleidsethik und der materialen Wertethik gestellt.

Taugt die Idee einer anderen Vernunft allenfalls als Korrektiv der herrschenden, so erhält die Dualität der

Geschlechtscharaktere unumstößliche Realität, wenn wir auf die Institution der bürgerlichen Gesellschaft und die diese einbettenden Institutionen schauen. Auch heute noch scheint die jeweilige Verortung von weiblichem und männlichem Lebenszusammenhang gemäß der Geschlechterbestimmung auf diesen Gebieten einleuchtend. Die bürgerliche Gesellschaft als Sphäre gleicher Handlungsfreiheit wird flankiert von der Familie auf der einen und dem Staat auf der anderen Seite. Daß der weibliche Lebenszusammenhang seinen Wirkbereich in der Familie hat, der männliche hingegen in bürgerlicher Gesellschaft und Staat, ist für das 19. Jahrhundert evident. Die Familie steht eben für jenen Interaktionszusammenhang, in dem der Geltungsanspruch der universellen männlich konnotierten Normen von Recht und Moral eingeschränkt ist. Hier gelten die Personen nicht als abstrakt gleiche, sondern in ihrer Einmaligkeit und Unverwechselbarkeit. Diese beziehen sich unmittelbar, d.h. nicht vermittelt über gemeinsame Zwecke, sondern in der Weise des Gefühls aufeinander. Die Familie bildet die Grundform der Beziehungsart, für die die Soziologie den Begriff der Gemeinschaft reserviert. Der Gegenbegriff der Gesellschaft hat seinen Ort eben in jener „bürgerlichen Gesellschaft“, die Hegel als Sphäre kompletter Dissoziation der Individuen zwischen Familie und Staat einordnet.⁴

Vor dem Hintergrund der aktuellen Wertedebatte, auf die am Ende dieses Beitrags zurückzukommen ist, scheint es sinnvoll, die uns intuitiv vertraute Gegensätzlichkeit beider Gebiete zu skizzieren. Die natürliche Sittlichkeit des familialen Lebenszusammenhangs, als deren integrierendes Zentrum nicht erst Hegel das liebende Gemüt der Frau entdeckt, bildet jene Sphäre, in der der Geltungsbereich der blinden Natur verlassen, aber der der selbstbewußten Vernunft noch nicht verwirklicht ist. Die Gemütskräfte der Rezeptivität und Affektivität, die am Partikularen haften, haben hier eine Bedeutung, die ihnen im Geltungsbereich selbstbewußter Vernunft verwehrt wird.

Während Gemeinschaften als dem Bereich des Natürlichen zugehörig nicht durch Willensbeschuß entstehen, sondern wachsen und ihre Einheit der von organischen Gebilden gleicht, steht der Gegenbegriff der Gesellschaft für den Inbegriff des Gemachten, willentlich Hergestellten. Während die Glieder der Gemeinschaft ihren Ort durch das ihnen vorgängige Ganze empfangen, besteht die Einheit der Gesellschaft nachträglich: hier kann das Ganze nicht mehr sein als die Summe seiner Teile. Die Grundform-

dieser Art von Einheit ist der Vertrag. Die Sphäre der durch Willensentscheid äußerlich zusammengeschlossenen Individuen, von Hegel terminologisch als bürgerliche Gesellschaft bezeichnet, bilden die Privatleute: Erwerbsbürger, Bourgeois, die durch den wechselseitigen Tausch ihrer Waren und Dienstleistungen verbunden sind. Den Schutz dieses rechtlich geregelten Verkehrs gewährleistet der Staat.

Der Begriff des Privaten ist im alltäglichen Sprachgebrauch freilich anders konnotiert: hier meint er gerade den Intimbereich der Familie als der Grundform von Beziehungen, in der die Individuen durch andere Bindekräfte als die des Vertrags ein Ganzes bilden: eben die der Gemeinschaft. Während der Bereich des Privaten als des Verkehrs der durch partikulare Interessen verbundenen Privatleute durch die Abkehr von der öffentlichen Sphäre des Politischen definiert ist, gilt der familialen Gemeinschaft gerade die bürgerliche Gesellschaft als Sphäre der konkurrierenden Privatinteressen als das Öffentliche: aber eben nicht als das Öffentliche im Sinne der am Gemeinwesen interessierten Citoyens, sondern des durch Vertragsschluß der Vielen hergestellten Allgemeinen. Die bürgerliche Kleinfamilie als Grundform von Privatheit und Intimität war jene Wärmequelle, die dem Mann als Mitglied der bürgerlichen Gesellschaft die soziale Kälte des Privatverkehrs der Eigentümer erträglich machte. Die gespaltene Existenz als Vater/Ehemann und Bourgeois war in der Person der liebenden Ehefrau und Mutter immer schon versöhnt.

Heute läßt sich die Trennung von Familie und Erwerbsgesellschaft, Gemeinschaft und Gesellschaft allenfalls noch analytisch festhalten und dies zunächst, weil die bürgerliche Gesellschaft des 19. Jahrhunderts sich grundlegend geändert hat. Die Erwerbsbiographie des männlichen Normalbürgers ist durch eine tiefgreifende

Prekarisierung gekennzeichnet und gleicht sich damit zunehmend der Art an, in der die Mehrzahl der Frauen schon immer ihr Berufsleben zu verstehen hatten. Der Abbau der sozialstaatlichen Sicherungen im Zuge der mit Deregulierung und Privatisierung voranschreitenden sog. Globalisierung macht die private Existenz des 19. Jahrhunderts nicht nur in der Form der Erwerbsgesellschaft, sondern auch der Familie zunehmend obsolet. Es scheint, was Max Weber als Entzauberung, als Unterwerfung aller Lebensbereiche unter das Diktat der Zweckrationalität begriffen hatte, sich allumfassend auszuweiten.

Diesen kalten Raum totaler Desintegration erwärmt nun die jüngst ausgefragene Wertedebatte durch die Reaktivierung längst versiegt geglaubter Quellen: beispielhaft ausgetragen in „Die Kultur der Freiheit“ des Verfassungsrichters Udo di Fabio⁵: einer Studie, die in der Presse als programmatischer Grundentwurf gewürdigt wurde, der das Selbstverständnis der neuen bundesrepublikanischen Gesellschaft

auf der Metaebene der entscheidenden Tugenden und Werte formuliert.

Um den Geist dieses Traktats zu kennzeichnen, genügen wenige Stichworte: Propagiert werden jene Werte der Gemeinschaft, die mit dem im 19. Jahrhundert entdeckten Lebensbereiche des Natürlichen und Gewachsenen, die am weiblichen Geschlechtscharakters haften, verknüpft sind und die insgesamt Geltungsansprüche, die universeller Natur sind, denen des Partikularen unterordnen: statt kalter Rationalität die Unmittelbarkeit des Gefühls, die sich über den Bereich der Familie hinaus auf das Vaterland, die deutsche Leitkultur und schließlich die christlich-abendländische Kultur ausbreiten soll. Die vitale Grundlage dieses Wertekosmos ist die Erhöhung der Geburtenrate: Kinder stehen für die Werte des Herkommens, sie bilden geschichtliche Zusammenhänge, in denen Vergangenheit und Zukunft verknüpft sind; die Gegenwart der schnöden Rentenproblematik bleibt eher ausgeblendet.

Ist es wirklich ein neues Licht, das, wie der Titel des Beitrags suggeriert, auf die alte Streitfrage: Differenz oder Gleichheit fällt und unverhofft die Seite der Differenz glanzvoll beleuchtet? Bei der Abwägung dieser Frage kann uns die maliziöse Bemerkung eines Rezensenten⁶ des genannten Buches einen Fingerzeig geben: „Eine zauberhafte Gattin und zauberhafte Kinder machen Max Webers Entzauberung ein Ende“. Dem Gatten kann gratuliert werden. Was aber sagt die zauberhafte Gattin? Ihrer weiblichen Bestimmung immer noch bewußt, würde sie sicher an der ehrenvollen Aufgabe mitwirken, die Kohäsionskräfte der Gesellschaft zu stärken und den Raum der Familie zum Schutzraum gegen die zerstörerischen Werte der Rationalismus auszubauen - würde denn durch die aufreibende Suche nach Kindergartenplätzen für ihren zauberhaften Nachwuchs ihr weiblicher Zauber nicht zunehmend an Glanz verlieren.

Mag die kulturkritische Diagnose des Autors Di Fabio auch bei den Politikern der Großen Koalition auf Zustimmung stoßen, die Therapie, die er anbietet, stammt aus dem Wertefundus des 19. Jahrhunderts. Manch eine Geschlechtsgenossin, so hieß es zu Beginn, trauert dem Verlust der differenztheoretischen Perspektive im Geschlechterverhältnis nach: der avisierten gesellschaftspolitischen Realisierung dieser Theorie wird auch die radikalste Feministin ihre Zustimmung versagen.««

Literatur:

1 S. die Ausschließung beider Gruppen im § 46 der kantischen Rechtslehre: Immanuel Kant, Die Metaphysik der Sitten. Erster Teil: Metaphysische Anfangsgründe der Rechtslehre. In: Kants Werke. Akademie-Textausgabe Band VI

2 Anthropologie in pragmatischer Hinsicht. Werkausgabe Weischedel Band XII, S. 673

3 Ebd., S. 522

4 G.W.F. Hegel: Grundlinien der Philosophie des Rechts. Werkausgabe Suhrkamp Band VII

5 München 2005

6 Niels Weber in: Frankfurter Rundschau vom 24.1.2006

Dr. Sabine Doyé (ehem. Wiss. Ang. und Lehrbeauftragte im FB A)

» Aus der Geschichte des Frauenstudiums – eine Fallstudie zur Verdrängung von Studentinnen nach dem Zweiten Weltkrieg

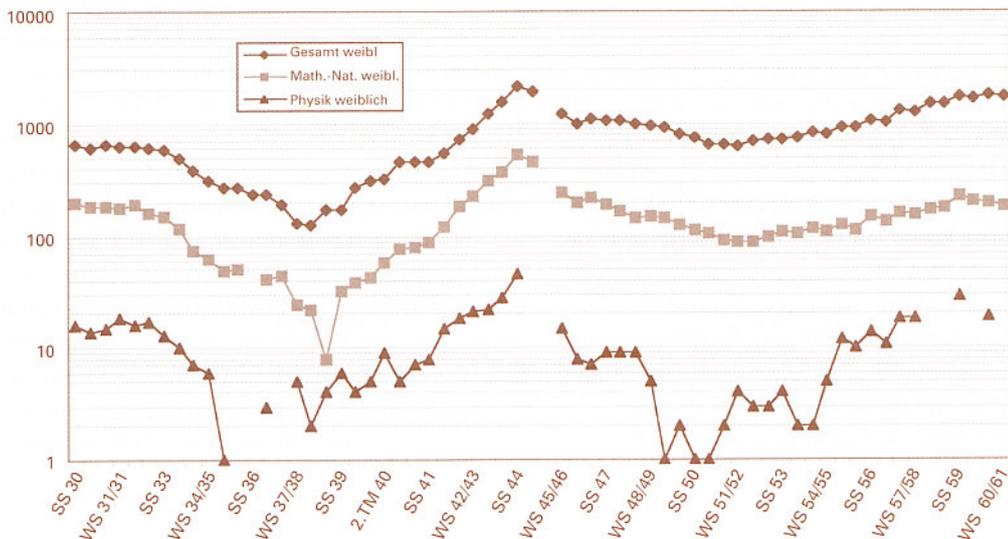
» In der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts hat das Frauenstudium¹ einige Höhen und Tiefen erfahren. Nachdem die Frauen kurz nach der Jahrhundertwende das Immatrikulationsrecht in Deutschland erlangt und sich einen Platz an den Hochschulen erkämpft hatten, wurden sie nach dem Ersten Weltkrieg durch die aus dem Krieg zurückgekehrten Männer teilweise verdrängt. In der zweiten Hälfte der Weimarer Republik erlebte das Frauenstudium einen großen Aufschwung, auf den in der NS-Zeit ein rapider Rückgang mit dem Tiefstand im Jahr 1938 folgte. Im Krieg gab es erstaunlich gute Bedingungen für das Frauenstudium; die Studentinnenfrequenz wuchs auf ein beachtliches Niveau, das erst in den 60er Jahren wieder erreicht wurde. Denn im ersten Nachkriegsjahrzehnt kam es erneut zu einer Verdrängung, die jener nach dem Ersten Weltkrieg ähnlich war. Diese letzte Entwicklung, der Umschlag von einer Hochphase des Frauenstudiums zu Ende der NS-Zeit in eine Tiefphase zu Beginn der BRD, ist bisher wenig untersucht worden und soll im Folgenden am Beispiel der Physikstudentinnen an der Universität Göttingen dargestellt werden. Im Vordergrund steht die Frage nach den Mechanismen der Verdrängung und den Mentalitäten der verantwortlichen Akteure.²

Einer Diskussion des Frauenstudiums der 40er Jahre muss eine Einschränkung vorausgeschickt werden: Zum einen ist für die Besetzungszeit die Quellenlage bezüglich genauer Daten zur Studentenfrequenz sehr schlecht, zum anderen waren die Verhältnisse lokal recht unterschiedlich. Die Entwicklung der Studentenzahlen hing sowohl vom Zerstörungsgrad der jeweiligen Universität als auch von den hochschulpolitischen Rahmenbedingungen der jeweiligen Besatzungsmacht ab.

Wenn im Folgenden die Göttinger Studentenzahlen besprochen werden, so ist zu bedenken, dass der Ort der Handlung eine fast unzerstörte Universität in der britischen Besatzungszone war. Der sich hier zeigende Verlauf ist nicht ohne weiteres zu verallgemeinern.

Die in Diagramm 1 (Abb. s. unten) dargestellten absoluten Zahlen der Göttinger Studentinnen von 1930 bis 1960 zeigen deutlich eine schrittweise Verdrängung der Frauen in der Nachkriegszeit. Parallel dazu wuchs die Zahl der männlichen Studenten kontinuierlich an. Diese gegenläufige Tendenz hängt mit dem Umstand zusammen, dass die Universität Göttingen auf Grund der besonders hohen Zahl an Studienbewerbern gezwungen war, einen Numerus clausus einzuführen. Ziel des bis 1953 wirksamen NC war es, die Gesamtzahl auf einem konstanten Niveau zu halten. Die Bewerber mussten sich umfangreichen Aufnahmeprüfungen unterziehen, in denen nicht nur fachliches Wissen abgefragt wurde, sondern auch versucht wurde, durch eine Art Charakterprüfung die Studieneignung festzustellen. Das in den abgebildeten Studentinnenzahlen ablesbare Ergebnis legt den

Diagramm 1 : Absolute Studentinnenzahlen der Universität Göttingen gesamt, der Mathematisch-Naturwissenschaftlichen Fakultät und der Physik, 1930–1960.



Schluss nahe, dass bei diesen Prüfungen die männlichen Bewerber bevorzugt wurden. Doch der Numerus clausus in Verbindung mit den Aufnahmeprüfungen war nicht das einzige Instrument, mit dem die Zusammensetzung der Studenten reguliert wurde, außerdem erklärt es nicht, wieso die Männer bevorzugt wurden.

Als ein Argument für die geringen Studentinnenzahlen im Nachkriegsdeutschland bis in die 50er Jahre wird in der Literatur angeführt, dass sie eine Nachwirkung der nationalsozialistischen Herrschaft und Weltanschauung seien. Die Rolle, die der Frau in der NS-Propaganda zugeschrieben wurde, hatte sich – dieser Argumentation folgend – in den Köpfen gewissermaßen festgesetzt, und dies hätte die negative Entwicklung im Frauenstudium der Nachkriegszeit unterstützt. Diese Erklärung übersieht, dass hier mentale Prägungen wirkten, die eine längere Geschichte hatten und nicht bloß als Folge einer nationalsozialistischen Ideologie angesehen werden können. Außerdem gab es im Nationalsozialismus ein gezieltes Frauenförderprogramm, sodass die hohen Studentinnenzahlen trotz Widerspruch zum propagierten Frauenbild erwünscht waren. Man kann also ganz allgemein nicht davon ausgehen, dass bildungspolitische Maßnahmen und herrschende Ideologie immer konform gingen. Auch in der Nachkriegszeit lässt sich die Zurückdrängung des Frauenstudiums nicht auf eine politische Zielsetzung zurückführen. Warum aber wurden die Frauen aus der Universität gedrängt?

Es gab Maßnahmen, die eine Verdrängung explizit beabsichtigten, und solche, die sie als Nebenprodukt bewirkten. Die Haltung der Hochschullehrer in Bezug auf die Auswahlkriterien von Studenten fasste der Göttinger Rektor Hermann Rein im Sommer 1946 folgendermaßen zusammen: „Haltet uns die viele Mittelmäßigkeit vom Halse, bringt uns aber die Besten heran. Wo sie herkommen, ist uns gleichgültig.“ Die ‚Besten‘ mussten eine entsprechende Vorbildung mitbringen. So wurden Lateinkenntnisse wieder zur Studienvoraussetzung erklärt. Dabei war es ein Teil des nationalsozialistischen Frauenförderprogramms gewesen, Frauen den Hochschulzugang ohne Latein zu ermöglichen. In der Nachkriegszeit verstanden die Professoren aber eine Rückkehr zum humanistischen Bildungsideal als Abkehr- und Abwehrreaktion zum NS – so als würden Griechisch- und Lateinkenntnisse den Studenten gegen eine verbrecherische Ideologie immun machen. Mit dieser Entscheidung waren Frauen, die ihr Abitur auf einer hauswirtschaftlichen

Schule absolvierten und daher kein Latein konnten, klar benachteiligt. Neben dieser nicht in erster Linie gegen das Frauenstudium gerichteten Behinderung gab es auch gezielte Versuche, Frauen vom Studieren abzuhalten. Bereits im Sommer 1945 gab der Göttinger Rektor in den Immatrikulationsbedingungen bekannt: „Die Zulassung kann in der Regel nicht erfolgen [...] b) bei weiblichen Studierenden in Fachrichtungen mit besonders ungünstigen Berufsaussichten, namentlich wenn sie erst im Beginn des Studiums stehen.“ In dieser Argumentation verstand sich die Universität nicht nur als Bildungsstätte, sondern auch als Ausbildungsstätte. Obwohl auch innerhalb der Professorenschaft Zweifel an der Rechtmäßigkeit der geschlechtlichen Ungleichbehandlung existierten, setzte sich doch die Praxis durch, dass „die Erfolgsaussichten für das Fortkommen in Beruf maßgebend einkalkuliert werden müssen, und dass in diesem Sinne bei Frauen ein schärferer Maßstab [sic] angelegt werden müsse.“ Diese Ansicht vertrat der Aerodynamiker Ludwig Prandtl in einer Fakultäts-sitzung im Sommer 1945 und bestärkte damit den Dekan Arnold Eucken in seiner deutlich ablehnenden Haltung zum Frauenstudium. Es handelte sich aber nicht um ein vorgeschobenes Argument, vielmehr scheint es eine ernsthafte Sorge der Professoren um die berufliche Zukunft ihrer Studenten und Studentinnen gegeben zu haben. Ein Hinweis hierfür ist die unterschiedlich starke Zurückdrängung der Frauen in den verschiedenen Fächern.

Da Frauen in der Physik und Chemie besonders schlechte Berufsaussichten hatten, bevorzugten die Professoren für die wenigen freien Studienplätze, die sie zu vergeben hatten, gerade in diesen Fächern aus Effizienzüberlegungen Männer, bei denen ein künftiger beruflicher Erfolg sowohl in der Industrie als auch an den Hochschulen höhere Erfolgchancen besaß. In dieser Sichtweise werden die gesellschaftlichen Machtverhältnisse zwischen den Geschlechtern zu einer Tatsache erklärt und auf diese Art die Argumentation versachlicht. Außerdem mischen sich in diese sachlich formulierte Begründung auch Vorurteile gegenüber Frauen hinein. Ein Chemieprofessor erklärte Anfang der 50er Jahre die selbst aufgestellte Behauptung, dass die Industrie keine Chemikerinnen mehr anstelle, auf ganz simple Weise: „Nun, sie sind dafür einfach weniger geeignet, und später heiraten sie ja doch, und man muss einen Neuen anstellen“. Das Berufargument ist also nur vermeintlich sachlich, auch wenn die Professoren meinten, von einer rein sachlichen Basis auszugehen. Es bedeutete aber

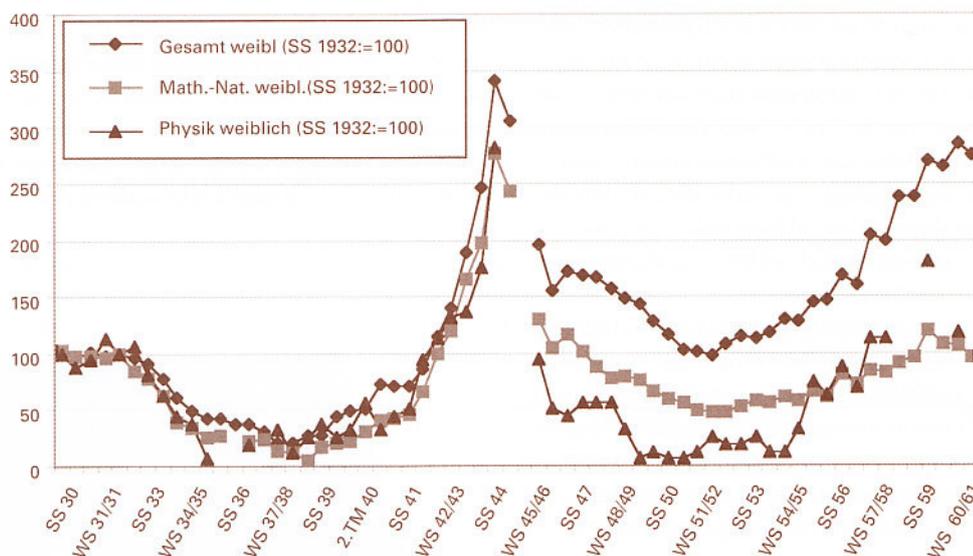
anders ausgedrückt, dass den Studentinnen nur wegen Rücksichtnahme auf gewisse Frauenberufe ein Anrecht aufs Studium zugestanden wurde. Betrachtet man die Entwicklung der Studienfrequenz in ihrer fachlichen Gliederung, erkennt man, dass Physik und Chemie am stärksten betroffen waren. Nicht nur die Anteile der Studentinnen sanken in diesen Fächern nach 1945 am stärksten, auch die absoluten Zahlen gingen drastisch zurück. In der Chemie ist der Rückgang anhand dreier Semester deutlich zu sehen: Im SS 1944, SS 1946 und WS 1948/49 gab es 127, 28 und 9 Chemiestudentinnen. Die entsprechenden Zahlen der männlichen Chemiestudenten lauten 91, 135 und 153. Die Verhältnisse in der Physik veranschaulicht das Diagramm 2, in dem die Studentinnenzahlen der gesamten Universität Göttingen, der mathematisch-naturwissenschaftlichen Fakultät und der Physik auf das Jahr 1932 normiert dargestellt sind, um die unterschiedliche Entwicklung der Fächer in der Nachkriegszeit zu verdeutlichen.

Bemerkenswert an Diagramm 2 (Abb. s. unten) ist auch die weitgehend gleichförmige Entwicklung der Fächer in der NS-Zeit. Dies ist keine Göttinger Spezialität, sondern es war allgemein so, dass die Frauen im Krieg besonders naturwissenschaftliche Fächer wählten. In Chemie, Physik, Mathematik und Geologie stieg in gesamt Deutschland ihr Anteil von 11 % im Jahr 1939 auf 64 % im Jahr 1943 und lag damit über dem durchschnittlichen Frauenanteil an allen

Fächern, der damals 45 % betrug. Diese Zahlen weisen darauf hin, dass auch die Physik von Frauen gerne als Studienfach gewählt wurde. Auch die Nachkriegsentwicklung stützt diese Ansicht, denn nach dem Ende des numerus clausus schrieben sich in den folgenden vier Jahren im Mittel viermal so viele Frauen in Physik ein, als in den vorhergehenden Jahren mit geschlechterdifferierenden Zugangsbeschränkungen.

Während bisher auf einer sachlichen Ebene Gründe für die Verdrängung der Frauen diskutiert wurden, sollen am Ende noch Vorurteile und mentale Prägungen der Professoren besprochen werden. In der Nachkriegszeit waren die Professoren nämlich in der Lage, sich ihren akademischen Nachwuchs aus einem Pool von Bewerbern selbst auszuwählen. Entscheidend waren bei der Auswahl aber nicht allein die fachlichen Leistungen wie zum Beispiel Zeugnisnoten, wo Frauen oft bessere Ergebnisse präsentierten, sondern eine eigenartige Mischung aus Fachwissen und Charaktereigenschaften. Die Überprüfung fand nicht nur bei der Erstimmatrikulation statt, sondern wurde an der Universität Göttingen in den Worten des Rektors mittels „eines Systems von aufeinander folgenden Durchsiebungen“ durchgeführt, das auch eine Überwachung und Kontrolle der schon aufgenommenen Studenten beinhaltete. Dass die fachlichen Fähigkeiten der Studenten überprüft wurden, erscheint normal. Dass dies häufig und intensiv

Diagramm 2:
Unterschiedliche Entwicklung der Studentinnenzahlen in der Physik, der Mathematisch-Naturwissenschaftlichen Fakultät und der gesamten Universität Göttingen von 1930 bis 1960 bezogen auf das SS 1932.



erfolgte, war eine Folge der großen Nachfrage nach Studienplätzen. Überraschend ist allerdings, dass bei diesen Prüfungen stets auch die Persönlichkeit, der Charakter der Studenten beurteilt wurde. Es ist heute schwierig festzustellen, welches Charakterideal den Überprüfungen zu Grunde lag. Auch ein Hinweis auf die in der Regel national-konservative Geisteshaltung der Professorenschaft hat hier wenig Erklärungskraft. Es kann damit bloß plausibel gemacht werden, wieso es beispielsweise eine Bevorzugung früherer Soldaten im Allgemeinen und ehemaliger Offiziere im speziellen gab. Auf Grund ihrer Kriegserfahrung hätten diese eine zusätzliche Qualifikation erlangt – die "Reifung im Felde", so bezeichnete es ein Kieler Professor auf der Hochschulkonferenz 1945, würde eine fehlende schulische Reife ersetzen. Mit solch einer 'Qualifikation' konnten Frauen nicht aufwarten. Ob ihnen von den Professoren auf Grund ihres Geschlechts allgemein eine charakterliche Schwäche zugesprochen wurde, und sie deshalb diese Prüfung schlechter bestehen konnten, lässt sich so einfach nicht beantworten. Bei einzelnen Prüfern ist dies durchaus zu vermuten. Es war daher eine Frage des Glücks, an wen die Studienbewerberinnen bei ihren Prüfungen gerieten.

In einer Studie aus dem Jahr 1954 über die Probleme der deutschen Universität von Hans Anger zeigen zwei Drittel der 138 befragten Hochschullehrer eine negative Einstellung zum Frauenstudium. Das restliche Drittel zeichnete sich durch eine bestenfalls neutrale Haltung aus. In der Mehrzahl reproduzierten die Professoren ein von der tatsächlichen Erfahrung unbeeinflusstes Frauenstereotyp. Bestandteil dieses Frauenbildes war zum Beispiel die 'Naturwidrigkeit' von Frauen in der Physik. Solche Vorurteile konnten auch nicht durch widersprechende gute Erfahrung beseitigt werden, d.h. sie waren auch bei denjenigen Professoren vorhanden, die eigene Studentinnen förderten und sie erfolgreich zur Promotion brachten. Ein weiteres Vorurteil bestand darin, den Studentinnen ein „Heiratsmotiv“ als Grund des Studiums zu unterstellen, während bei den Männern Berufsausbildung, soziales Geltungsstreben und materielle Gründe angenommen wurden, nie aber das Heiratsmotiv. Als Beispiel sei die Reaktion eines Naturwissenschaftlers zitiert auf die Frage, ob es zu viele oder zu wenige Studentinnen gäbe: „Das regelt sich ganz von selbst. Es sind weder zu viele noch zu wenige. Wie viel gibt es denn überhaupt? ... Was sagen Sie? 20 Prozent? Doch so viele? Das ist ja schrecklich! Aber die heiraten ja doch wieder weg. Sie sind nur

eine unnütze Belastung der Universität.“ Dazu ein anderer Naturwissenschaftler: „In unserem Gebiet ist das in Ordnung. Sie studieren ein bis zwei Semester und verschwinden dann meist sehr bald.“ Die Göttinger Daten bestätigen diese Einschätzung. Wenn man nicht nur das Verschwinden von der Universität, sondern auch den Wechsel in ein anderes Fach mit einrechnet, verweilten drei Viertel der Physikstudentinnen, die erst ab 1945 bis zum Ende des numerus clausus hier studierten, nicht länger als drei Semester in der Physik. Das letzte hier zu nennende Vorurteil betrifft die allgemeinen intellektuellen Fähigkeiten der Frauen. Die meisten Professoren waren der Ansicht, Frauen könnten keine geistigen Spitzenleistungen erbringen – Frauen würden diesen 'Mangel' durch größeren Fleiß ersetzen. Rein intellektuelle Fähigkeiten seien bei Frauen geringer und seltener, ihnen liege weniger das abstrakte Denken und jedes Denken überhaupt, es mangle ihnen an Kritikfähigkeit, sie besäßen weniger Erfindungsgabe, eine düftigere wissenschaftliche Phantasie. Auf der positiven Seite sprachen sie den Frauen ein besseres Gedächtnis und eine größere Lernfähigkeit zu. Frauen seien fleißiger, eifriger, sorgfältiger, zuverlässiger und gewissenhafter als Männer.

Dieses Mentalitätsklima begünstigte sicherlich die Verdrängung der Frauen aus den Nachkriegsuniversitäten. Doch selbst mit Hilfe detaillierter Daten zur Studentinnenfrequenz ist es nicht möglich, festzustellen, welchen quantitativen Anteil die Vorurteile gegenüber Frauen in der geringen Zulassung von Studentinnen hatten. Die mentalen Prägungen alleine sind auch keine ausreichende Erklärung. Wie die Geschichte zeigt, konnten bildungspolitische Maßnahmen einen Trend herbeiführen, der den Zielsetzungen der herrschenden Ideologie widersprach. Das Besondere an der Nachkriegsentwicklung ist, dass es keine klaren politischen Fördermaßnahmen zum Frauenstudium gab. Die Benachteiligung der Frauen nach 1945 war eine freie Entscheidung der Professoren.««

Gerhard Rammer (wiss. Mitarbeiter bei Prof. Steinle im FB A)

- 1 Der Begriff „Frauenstudium“ bezeichnet hier kein speziell organisiertes Studium, das nur für Frauen eingerichtet ist, sondern meint bloß das allgemeine Studium der Frauen unter den damals gegebenen Bedingungen.
- 2 Dieser Artikel basiert auf meiner Dissertation „Die Nazifizierung und Entnazifizierung der Physik an der Universität Göttingen“ (im Erscheinen).

›Genderorientierte betriebliche Gesundheitsförderung

›Konzept und praktische Durchführung

Der folgende Artikel führt in die Thematik der genderorientierten betrieblichen Gesundheitsförderung ein. Nach der Skizzierung der Inhalte, die mit den Begriffen Gender, Gendermainstreaming und betriebliche Gesundheitsförderung verbunden sind, wird das Projekt1 – „Genderorientierte betriebliche Gesundheitsförderung“, das zur Zeit vom Kompetenzzentrum für Fortbildung und Arbeitsgestaltung an der BUW, der BARMER Ersatzkasse und der Beratungsgesellschaft ISA-CONSULT zu diesem Thema durchgeführt wird, als Beispiel für die praktische Umsetzung des Gender-Konzeptes in der Arbeitswelt vorgestellt.

›Gender

Der Begriff Gender stammt aus dem angloamerikanischen Raum und ist heute als Fachbegriff im deutschen Sprachraum etabliert. Er beschreibt im Gegensatz zum biologischen das „soziale“ Geschlecht. Demnach ist Gender das Ergebnis von Erziehung, sozialer Rollenerwartung, Selbstidentifikation, sozialer Praktiken, dem Zugang zu Ressourcen und verbunden damit von Lebenschancen. Dabei wird es immer deutlicher, dass die mit traditionellen Rollenvorstellungen verknüpften sozialen Praktiken und Strukturen nicht mehr geeignet sind, um den Anforderungen des modernen Arbeitslebens gerecht zu werden sowie die Wünsche von Männern, Frauen und Familien zu erfüllen.

Eine optimale gesellschaftliche und ökonomische Entwicklung ist nur dann gewährleistet, wenn mit einer Veränderung der Umwelt sowie der Menschen auch eine Veränderung der sozialen Traditionen einhergeht.

›Gendermainstreaming

Gendermainstreaming bezeichnet die Einbindung der Chancengleichheit von Männern und Frauen in alle Belange und Maßnahmen der politischen, sozialen und betrieblichen Entscheidungsträger. **Damit ist Mainstreaming die Methode, Gender die Analyseebene und Gleichstellung das Ziel.** Die Maßnahmen dürfen dabei nicht einer expliziten Frauenförderung

gleichem, sondern müssen schon in der Planungsphase die Auswirkung auf beide Geschlechter berücksichtigen. Die Förderung von Gleichstellung entspricht nicht dem Bemühen, statistische Parität zu erreichen, sondern sie hat zum Ziel, neue gesellschaftliche Perspektiven zu entwickeln und demnach zukunftsfähige Modelle der Elternschaft, der Berufstätigkeit von Männern und Frauen und des sozialen Zusammenlebens zu entwerfen.

›Betriebliche Gesundheitsförderung und Gender

Betriebliche Gesundheitsförderung umfasst die gemeinsamen Maßnahmen von Arbeitgebern, Arbeitnehmern und der Gesellschaft zur Verbesserung von Gesundheit und Wohlbefinden am Arbeitsplatz. Sie ist paradigmatisch an der Definition von Gesundheit der Ottawa - Charta von 1986 angelehnt. „Gesundheitsförderung zielt auf einen Prozess, der allen Menschen ein höheres Maß an Selbstbestimmung über ihre Gesundheit ermöglicht und damit zur Stärkung ihrer Gesundheit beiträgt. Die Art und Weise, wie unsere Gesellschaft Arbeit organisiert, sollte eine Quelle der Gesundheit und nicht der Krankheit sein“ (Ottawa - Charta, 1986).

Der traditionelle Arbeitsschutz hat durch die Reduzierung der Arbeitsunfälle und der klassischen Berufskrankheiten schon im Wesentlichen zur Verbesserung von Gesundheit beigetragen. Eine effektive Förderung von Gesundheit umfasst aber weit mehr als den Arbeitsschutz. Demnach wird die Gesundheit am Arbeitsplatz auf unterschiedliche Weise beeinflusst. So sind die Menschen auch gefährdet, wenn sie unter monotonen Arbeitsbedingungen leiden, sie nicht angemessen qualifiziert sind und sie von ihren Kollegen oder Vorgesetzten keine ausreichende soziale Unterstützung erfahren. In diesem Sinne erfordert eine wirksame betriebliche Gesundheitsförderung sowohl die Berücksichtigung der persönlichen Voraussetzungen und Qualifizierungen der Mitarbeiter als auch der Arbeitsbedingungen sowie der Führungs- und Unternehmenskultur.

Darüber hinaus besteht die Vermutung, dass gerade die gesellschaftlichen Rahmenbedingungen, die auf bewussten und unbewussten Rollenvorstellungen

basieren, mit dazu beitragen, dass Männer und Frauen auf unterschiedliche Weise bei ihrer Arbeit gefährdet und besonderem Stress ausgesetzt sind. So herrscht in Deutschland immer noch das Modell der Familienversorgung durch den Mann vor, die Krippenplätze sind rar und Frauen, die berufstätig sein möchten, können ihre berufliches Weiterkommen nicht planen, weil sie sich nicht sicher sein können, dass die Versorgung ihrer Kinder gewährleistet ist. Auf der anderen Seite scheint es so, dass gerade Männer aufgrund der sozialen Rollenvorstellungen sich Schwächen und Schwierigkeiten nicht eingestehen können und deshalb nicht in der Lage sind, sich rechtzeitig Hilfe und soziale Unterstützung von Kollegen oder auch Freunden zu holen. Im Moment kann man nur vermuten, dass der Anstieg der psychischen Erkrankungen bei Frauen und der Herz-Kreislauf-Erkrankungen bei Männern in Zusammenhang mit diesen Problemen steht.

Seit der Novellierung des § 20 des SGB V im Jahre 2000 durch das Gesundheitsreformgesetz hat die Regierung wieder Leistungen der Krankenkassen zur Primärprävention und zur betrieblichen Gesundheitsförderung zugelassen. Erklärtes Ziel der Novellierung ist, die Gesundheit zu verbessern und einen Beitrag zur Reduzierung von sozialer Ungerechtigkeit zu leisten.

In diesem Sinne versucht das Projekt **-Genderorientiertes betriebliches Gesundheitsmanagement-** genderspezifische Faktoren von Gesundheit im betrieblichen Umfeld zu untersuchen und entsprechende Maßnahmen zu entwickeln, bzw. bewährte Maßnahmen und Instrumente auszubauen und entsprechend zu ergänzen.

›Das Projekt : -Genderorientierte betriebliche Gesundheitsförderung-

Das Projekt – Genderorientierte betriebliche Gesundheitsförderung - hat die Verbesserung betrieblicher Gesundheitsförderung durch die Berücksichtigung der Lebenswelten von Männern und Frauen, dem Verhältnis zwischen Arbeit und Freizeit und der Arbeitsbedingungen zum Ziel. Leitbild zur Vorgehensweise ist die prospektive Gestaltung gesundheitsförderlicher Arbeit und nicht allein die nachgehende Bewältigung gesundheitlicher Probleme und ihrer negativen Folgewirkungen. Gesundheitsförderung und Prävention müssen dabei als Führungsaufgabe wahrgenommen und nicht nur von nachgeordneten Stellen bearbeitet werden.

Das Projekt zeichnet sich durch die Zusammenarbeit verschiedener Akteure aus: Betriebe, Forschung und Krankenkasse arbeiten gemeinsam an der Weiterentwicklung des Themas „Gender“ in der betrieblichen Gesundheitsförderung.

Im Rahmen dieses Praxisprojektes werden in zehn Betrieben aus Nordrhein - Westfalen neue Verfahren der betrieblichen Gesundheitsförderung, die den unterschiedlichen Bedürfnissen von Männern und Frauen gerecht werden, entwickelt und erprobt. Die Festlegung der inhaltlichen Schwerpunkte erfolgt unter Berücksichtigung der Interessen der beteiligten Betriebe. Die Ergebnisse des Projektes werden in einem Wegweiser und einem Handbuch für betriebliche Akteure/Innen zusammengefasst und veröffentlicht.

›Ziele

Demnach ist das erklärte Ziel dieses Projektes die Erstellung eines Wegweisers und eines Instrumentenhandbuches für eine passgenaue betriebliche Gesundheitsförderung für Klein- und Mittelbetriebe. Übergeordnete Ziele sind die Sicherstellung der Beschäftigungsfähigkeit und die Verbesserung der allgemeinen körperlichen und psychischen Gesundheit, wie sie von der WHO 1986 formuliert wurde.

Gerade in Klein- und Mittelbetrieben ist die gesundheitliche Lage der Beschäftigten äußerst prekär. Obwohl ein fürsorglicher familiärer Stil vorherrscht, sind die kleinen Betriebe häufig schon mit der Einhaltung der Mindestanforderungen überlastet. Das direkte Aufeinanderangewiesensein macht es oft schwierig, bei Problemen den richtigen Ansatz zu finden. Sowohl Beschäftigte als auch Unternehmensleitung wissen häufig nicht, wie sie vorgehen und an wen sie sich wenden sollen. Hier sind ein Wegweiser und die Unterstützung der Krankenkassen in Form von Beratung sowie durch konkrete Maßnahmen sinnvolle Hilfen, um aktuell und langfristig die Gesundheit der Beschäftigten zu fördern.

Darüber hinaus soll die Implementierung einer genderorientierten betrieblichen Gesundheitsförderung in den beteiligten Betrieben erreicht werden. Dabei entscheiden die Interessen der Betriebe über die Ausrichtung der Maßnahmen. Zur nachhaltigen Sicherung des Gendergedankens in der betrieblichen Gesundheitsförderung wird ein Netzwerk zwischen den Betrieben aufgebaut. Das Netzwerk bietet die Möglichkeit, durch „kollegialen Austausch“ den Gendergedanken auszubauen und weiterzuentwickeln. Obwohl die Verantwortung für einen gesellschaftlichen Wandel nicht den Betrieben übertragen werden

sollte, sind im eigenen Interesse, zugunsten der Produktivität und der Motivation der Mitarbeiter, Aktivitäten im Vorfeld sinnvoll. So rechnen sich familienfreundliche Maßnahmen betriebswirtschaftlich grundsätzlich. Außerdem versprechen solche Maßnahmen auch Wettbewerbsvorteile, als ein gutes Vorbild können Unternehmen qualifizierte Mitarbeiter werben und den Zuspruch von Kunden gewinnen.

Ein mit dem Vorhaben verbundenes, übergeordnetes Ziel ist die Senkung der Arbeitsausfalltage, die Sicherung der Beschäftigungsfähigkeit, die Förderung der allgemeinen physischen und psychischen Gesundheit der Beschäftigten und die Mobilisierung von Kreativität und Innovationsfreudigkeit.

»Umsetzung der Ziele

Die Umsetzung der Ziele erfolgt anhand wissenschaftlicher Methoden sowohl qualitativer als auch quantitativer Art. Das gesamte Projekt ist flankiert von zwei Dialogrunden, die im Weiteren dem Erreichen einer breiteren Öffentlichkeit dienen. Der erste Diskurs zu Beginn des Projektes dient der Sensibilisierung der Multiplikatoren bzw. der Betriebe, im zweiten Diskurs zum Abschluss des Projektes soll diskutiert werden, inwieweit die Beratungserfahrungen und -ergebnisse der Betriebe auf ein generelles Vorgehen der betrieblichen Gesundheitsförderung übertragbar sind.

Die erforderlichen Analyseinstrumente werden zu Beginn entwickelt, indem Analyseverfahren „gender“ optimiert formuliert und um spezifische Fragestellungen ergänzt werden. Die Ansatzpunkte der Analyse sind die Arbeitssituation, die Führungskultur und die persönlichen Voraussetzungen der Beschäftigten, ihre Selbstwirksamkeitserwartung, Bewältigungsstile, Qualifizierung und Gesundheit. Außerdem werden schon bewährte Themen der Genderforschung, wie Geschlechterstereotypen und „Work-Life-Balance“ berücksichtigt. Praktisch kommen Interviews, Mitarbeiterbefragung, Beobachtung und die Auswertung objektiver Daten z. B. von Krankheitsbildern zur Anwendung.

Die entwickelten Verfahren werden in den beteiligten Betrieben erprobt und evaluiert. Auf der Grundlage der Analysen werden den Unternehmen Gestaltungsempfehlungen unterbreitet und nach Absprache mit den Betrieben durchgeführt. Hier sind der Einsatz von Gesundheitszirkeln, Arbeitsgestaltungs- und Qualifizierungsmaßnahmen sowie themenspezifische Workshops geplant. Die Bewertung der Ergebnisse von Analyse und Intervention erfolgt mittels

theoretisch begründeter und empirisch fundierter Kennzahlen, die Auskunft über die Gesundheitsförderlichkeit der untersuchten Kriterien und durchgeführten Maßnahmen geben. Wenn durch die Berücksichtigung gendersensibler Kennwerte Informationen über Unterschiede zwischen den Geschlechtern gewonnen oder Effekte auf die Gesundheit ausgemacht werden, dann erfolgt die Aufnahme dieser Instrumente in den Maßnahmenkatalog der betrieblichen Gesundheitsförderung.

»Verwertung der Ergebnisse

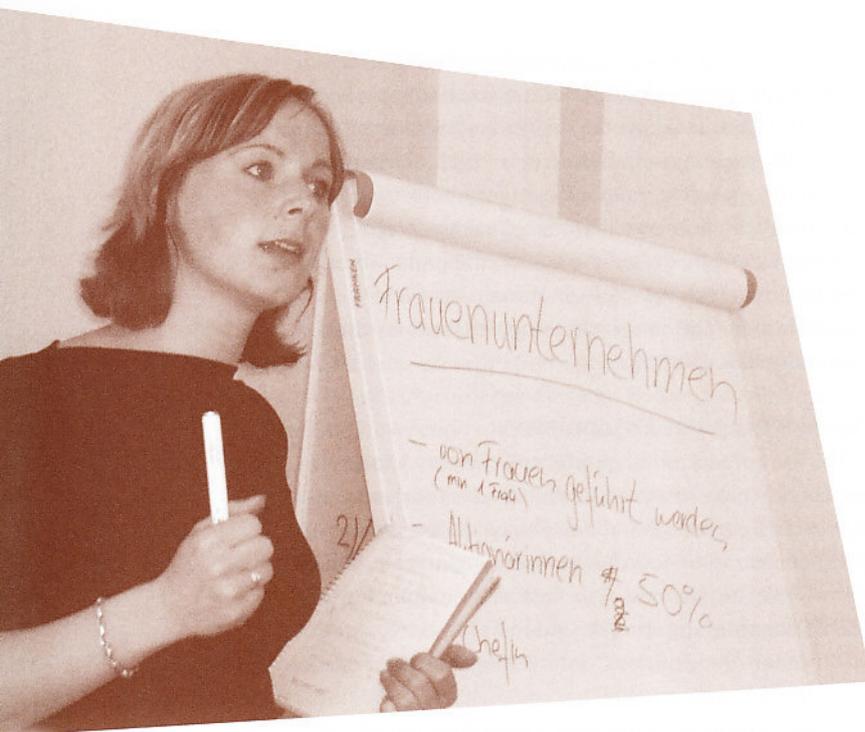
Die neu entwickelten, genderoptimierten Analyseinstrumente, die erprobten Verfahren der Intervention sowie die Erfahrungen in den Projekten mit den beteiligten Betrieben werden in dem Wegweiser „Genderorientiertes betriebliches Gesundheitsmanagement“ zusammengetragen und in Form eines „Instrumenten-Handbuches“ interessierten Unternehmen zur Verfügung gestellt.

Die Sicherung der Ergebnisse über die Projektlaufzeit hinaus erfolgt in Kooperation mit der Barmer Ersatzkasse durch das Kompetenzzentrum für Fortbildung und Arbeitsgestaltung an der BUW.

Das Projekt leistet damit einen wichtigen Beitrag zur Chancengleichheit, für die Qualität der betrieblichen Gesundheitsförderung und für die Sicherstellung der Beschäftigungsfähigkeit von Männern und Frauen.««

Dipl.Psych. Gudrun Vater, FB G

1 Das Projekt –genderorientierte betriebliche Gesundheitsförderung– wird vom Kompetenzzentrum für Fortbildung und Arbeitsgestaltung an der Bergischen Universität (KomFor), der Barmer Ersatzkasse und der Beratungsgesellschaft ISA-CONSULT durchgeführt. Die wissenschaftliche Leitung des Projektes hat Prof. Dr. Rainer Wieland, Fachbereich G – Bildungswissenschaften. ProjektmitarbeiterInnen an der BUW sind: Dipl.-Psych. Gudrun Vater und Dipl.-Psych. Sören Brodersen sowie cand. Psych. Nicole Strache.



Das Projekt WiSH wurde, aus dem SIFE-Team der Bergischen Universität heraus, Anfang des Jahres 2005 gegründet.

SIFE steht für Students in Free Enterprise und ist eine internationale gemeinnützige Organisation, die dem akademischen Nachwuchs weltweit Unternehmertum durch einen globalen Wettbewerb näher bringt. Unterstützt wird diese Organisation in Deutschland u. a. von der KPMG, WalMart, 3M und Henkel. Die Studierenden der Bergischen Universität Wuppertal haben im Wettbewerbsjahr 2004 unter der Leitung des Lehrstuhls für Unternehmensgründung und Wirtschaftsentwicklung mit der Planung und Gründung eines Sport-Hotels in Tansania den „First Runner Up“ erreicht.

Mit diesem Gesamtprojekt, das neben den wirtschaftlichen auch soziale und ökologische Komponenten beinhaltet, konnten sie sich gegen elf Teams, u. a. der Universitäten Köln, München, Passau,

Regensburg und Berlin durchsetzen. Das Team wurde nicht nur vom Lehrstuhl von Professor Koch, sondern auch von einem eigens eingerichteten Business Advisory Board, bestehend aus dem Rektor und anderen Professoren der Universität sowie Unternehmern aus dem Bergischen Land insbesondere durch ihre Expertise unterstützt.

Idee des WiSH-Projektes ist es, junge arbeitslose Frauen zwischen 18 und 25 Jahren zu fördern und Studenten die Möglichkeit zu geben, ihr umfassendes theoretisches Wissen praxisnah zu vermitteln. Geboren wurde diese Idee, als das SIFE-Team Wuppertal über neue Projekte nachdachte. Zunächst wurde ein Handlungsbedarf hinsichtlich der hohen Arbeitslosigkeit im Bergischen Land erkannt. Daraufhin entstand im Team, welches aus fünf Studentinnen und zwei wissenschaftlichen MitarbeiterInnen bestand, das Bedürfnis, jungen Frauen bei der Berufswahl zu helfen. Das Resultat war WISH.

Um die Realisierung des Projektes finanziell zu unterstützen, nahm das Team an einer Förderausschreibung der HSBC-Bank teil. WISH beeindruckte die Juroren nachhaltig und wurde im Jahr 2005 mit 650 gefördert. Diese Förderung war Teil eines weltweiten Programms. Hierdurch erhielt ein Mitglied des Teams die Gelegenheit, mit anderen Teams und internationalen Führungskräften über die durchgeführten Projekte zu diskutieren.

Neben der finanziellen Unterstützung der HSBC-Bank konnte das Team mit verschiedenen Partnern kooperieren. Maßgeblich unterstützten der Lehrstuhl für Unternehmensgründung und Wirtschaftsentwicklung der Bergischen Universität sowie das Gründer- und Technologiezentrum in Solingen das Projekt mit

WISH – Women in – ein Erfolg

personellem Know-how und Infrastruktur. Die Agentur für Arbeit in Solingen und das Institut für Gründungs- und Innovationsforschung stellen weitere wichtige Kooperationspartner dar. Im Juli 2005 wurde die Schulungswoche zum ersten Mal im Gründer- und Technologiezentrum erfolgreich als Pilotprojekt durchgeführt.

Die Grundlage der Projektarbeit bildet eine speziell erarbeitete Konzeption an Lehr- und Handlungselementen, um den Teilnehmerinnen Selbständigkeit als Alternative näher zu bringen. Ausgangspunkt ist ein einwöchiger Stundenplan. Neben der Vermittlung betriebswirtschaftlicher Grundkenntnisse wie Marketing, Finanzen und rechtlicher Aspekte der Unternehmensgründung wurde auch die Entwicklung der Geschäftsideen unterstützt. Eine umfangreiche Gründungssimulation konnte durch ein praxisnahes Planspiel simuliert werden. Hierdurch wurde das unternehmerische Handeln der Teilnehmerinnen geschult und sensibilisiert.

Im Anschluss an das Praxisseminar wurde den jungen Frauen ein mehrwöchiges Praktikum bei einem Unternehmen der Region vermittelt. Dieses Praktikum beinhaltet, den Tagesablauf und die Aktivitäten eines Unternehmensgründers zu erleben. Das WiSH-Team beabsichtigt durch das Projekt, jungen Frauen die Selbständigkeit als mögliche Perspektive aus der Arbeitslosigkeit aufzuzeigen, damit sie eine langfristige finanzielle Unabhängigkeit erlangen können. Grundlage nachhaltigen Erfolges sind neben einer guten Idee vor allem Fähigkeiten in den verschiedenen Funktionsbereichen eines Unternehmens. Innerhalb des Seminars wurden Ideen der potentiellen Gründerinnen, die aus verschiedensten Bereichen

des Handwerks und der Dienstleistungen stammten, aufgegriffen.

Auch in diesem Jahr wird WiSH fortgesetzt. Im Frühjahr findet das zweite Praxisseminar im Gründer- und Technologiezentrum in Solingen statt. Weitere Seminarwochen sind im Sommer 2006 geplant. Neben der Solinger Agentur für Arbeit konnten in diesem Jahr auch die Agenturen für Arbeit in Hilden, Wuppertal und Remscheid als Partner gewonnen werden.

Zu den Mitgliedern des vorigen Jahres sind 2006 neue hinzugekommen. Der erneuten Förderauschreibung der HSBC-Bank wurde wiederum gefolgt. Auch in diesem Jahr wird das Team finanziell von der international agierenden Bank unterstützt.««

Holger Berg, Maika Reiner, Kati Schmengler



Start-up Heights

erfolgreiches studentisches Projekt

› Das Land NRW hat Erfolge und Misserfolge in der Gleichstellung wie in den vergangenen Jahren bei der indikatorisierten Mittelzuteilung durch Bonus- und Malusbeträge berücksichtigt. Für die Bergische Universität wurde dabei insgesamt ein Betrag von 502.000,- € umverteilt.

Die Indikatorisierung bezieht sich mittlerweile auf 20% des gesamten Hochschulhaushalts. Die Haushaltsmittel (Titelgruppe 94), die den Fachbereichen für Lehre und Forschung zur Verfügung gestellt werden, entsprechen aber nur einem Anteil von etwa 5,6%. Nach dem im letzten Jahr beschlossenen Modell wurde der Umverteilungsbetrag proportional zu diesem Verhältnis auf 140.545,-€ reduziert.

Der Gleichstellungsindikator bezieht sich auf Studienabschlüsse, Promotionen und Professuren. Dort wurden getrennt für alle Fächer die Anteile von Frauen und Männern miteinander verglichen. Liegt die Anzahl der Frauen über dem Landesdurchschnitt, ergibt sich ein Bonus, andernfalls ein Malus. Das Ganze gilt nur bis zur Grenze von 50%, alle darüber hinaus gehenden Werte werden nicht durch Bonusbeträge honoriert.

Durch die bei der Indikatorisierung üblichen Faktoren, die den Unterschied der notwendigen Mittel für

unterschiedliche Studiengänge abbilden sollen, ergeben sich konsequenterweise auch bei den Bonus- und Malusbeträgen deutliche Unterschiede (sowohl in der Verteilung vom Land zur Hochschule, als auch in der internen Verteilung). Die Beträge, die für jede einzelne Person über oder unter dem Landesdurchschnitt gezahlt oder abgezogen werden, sind in der folgenden Tabelle aufgelistet. (s.unten) Bonus oder Malus im Haushalt der Fachbereiche pro Kopf.

Für die Fächer ergeben sich im Einzelnen die im Diagramm (s. S.33) dargestellten Summen. Diese Werte weichen von denen der Vorjahre zum Teil erheblich ab, eine Entwicklung kann wegen der naturgemäß stark schwankenden Werte erst nach Betrachtung größerer Zeiträume gedeutet werden.

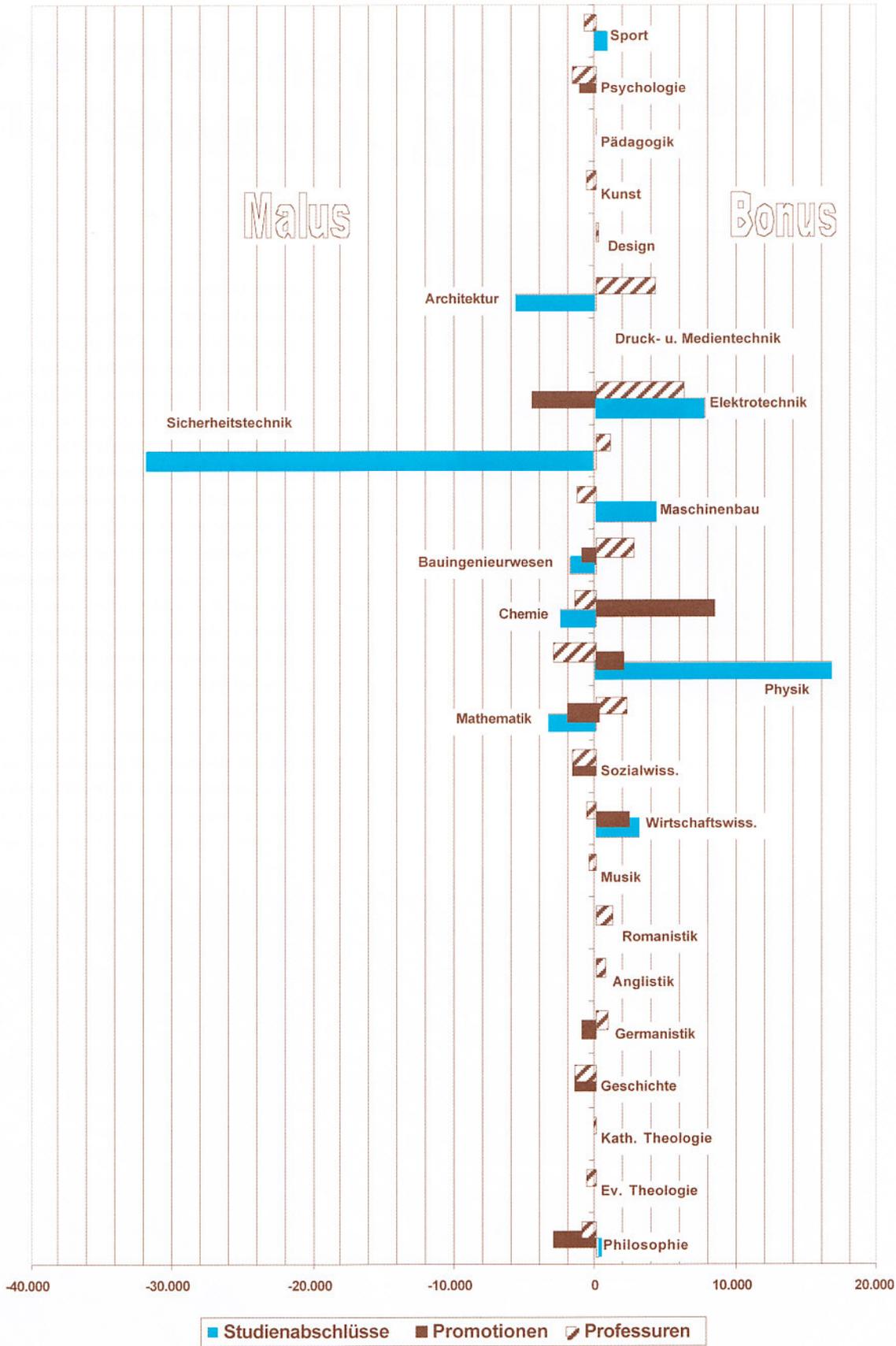
Die Reaktionen in der Hochschule zeigen, dass die Signale, die durch diese Sanktionen gegeben werden, deutlich wahrgenommen werden, mal mit Unverständnis, mal mit Genugtuung, mal mit Protest, kaum mit Gleichgültigkeit. Es bleibt zu hoffen, dass ein Impuls bleibt, der die Bemühungen um Gleichstellung an der Basis, also in den einzelnen Studiengängen, fördert.«

Prof. Dr. Karl Schwalbenhofer, FB F

	Geisteswissenschaften	Ingenieurwissenschaften	Naturwissenschaften
Studienabschluss	912 €	2.052 €	2.508 €
Promotion	1.824 €	4.104 €	5.016 €
Professur	1.824 €	4.104 €	5.016 €

››› Bonus- bzw. Malusbeträge bei Über- oder Unterschreiten des Richtwertes "pro Kopf"

› Gleichstellungsindikatoren im Jahr 2006



› Verleihung des renommierten B.A.U.M.-Umweltpreises



...an ehemalige Diplomandin der Bergischen Universität Wuppertal

› Frau Dr. Ing. Daniela Paffrath, ehemalige Diplomandin im Lehr- und Forschungsgebiet Baubetrieb und Bauwirtschaft, Prof. Manfred Helmus, FB D Bauingenieurwesen, und Leiterin des Innovationsprojekts Gebäudepass bei der HOCHTIEF Construction AG, erhielt den B.A.U.M.-Umweltpreis für Wirtschaft 2005.

Die Jury des Bundesdeutschen Arbeitskreises für Umweltbewusstes Management e.V. hat die HOCHTIEF-Mitarbeiterin wegen ihres herausragenden Engagements für den Umweltschutz als Preisträgerin ausgewählt. Mit dem B.A.U.M.-Umweltpreis werden seit 1993 bundesweit UmweltmanagerInnen und WissenschaftlerInnen ausgezeichnet, die sich im Sinne eines ganzheitlichen Umweltmanagements verdient gemacht haben.

Der Preis wurde von Bundesumweltminister Jürgen Trittin und Hamburgs erstem Bürgermeister Ole von Beust in der Handwerkskammer in Hamburg verliehen. Mehr als 500 Gäste aus Wirtschaft, Politik, Wissenschaft, Kammern und Verbänden nahmen an der Veranstaltung teil.

Bereits 1997 wurde Frau Paffrath für ihr Engagement im Umweltschutz ausgezeichnet. Ihre Diplomarbeit mit dem Titel „Integration von Umweltschutz in bestehende Managementsysteme der Bauwirtschaft“, die sie 1997 an der BU Wuppertal geschrieben hat, erhielt den VDI-Preis 1997. Seit Herbst 2003 hat sie berufsbegleitend an ihrer Dissertation gearbeitet. Das Promotionsverfahren wurde Anfang 2006 erfolgreich abgeschlossen.‹‹‹

Dr. Ing. Daniela Paffrath, ehem. Diplomandin



›Ich bin verliebt in meine ...[Studien-]Stadt«

In Anlehnung an dieses Else Lasker-Schüler-Zitat können das vielleicht bald auch Studierende des Fachbereichs F Architektur, Design, Kunst der Bergischen Universität Wuppertal von sich sagen. Sie nahmen zu Beginn des ersten Semesters an einem von zwei angebotenen historischen Stadtpaziergängen über ihren Studienort teil.

Auf Anfrage von Frau Prof. Dr. Annette Rudolph-Cleff führten Elke Brychta, Historikerin für Frauen- und Geschlechtergeschichte im eigenen Projekt „GESCHICHTE GESTALTEN“ und Dr. Arno Mersmann, Geograph und Leiter der Agentur für Stadtführungen „Geschichte live“, die Gruppen, ausgehend vom Unterbarmer Unigebäude, durch die Elberfelder City mit Abstecher in die Nordstadt. Auf den Spuren eines der bedeutendsten früheren Zentren der Textilindustrie erfuhren die sehr interessierten und verwunderten Studierenden manches Neue. „Einheimischen“ wurde ein anderer Blick auf ihre Stadt geboten.

Vielfältig war die Themenauswahl. Es gab Einblicke in die Architektur und Stadtplanung sowie in den Wandel der Lebenswelten im ehemaligen „deutschen Manchester“. Die Schwebebahn als Wahrzeichen von Wuppertal und weltweit bekanntes Industriedenkmal schlängelt sich durch das Tal und befördert einst wie jetzt tausende von Menschen von einem Ort zum anderen, das Landgericht und das

Bahnhofsgebäude am Döppersberg zeugen vom frühen innovativen Charakter der Stadt. In der mehr als tausend Jahre alten heutigen Kirche in der City und zahlreichen anderen Gotteshäusern, auch Freikirchen, spiegelt sich das vielfältige, nicht immer konfliktfreie religiöse Leben wieder.

Die Nordstadt als ehemaliges, eng bebautes Arbeiterwohnquartier war nicht nur ein politisches Zentrum von Kommunisten und Sozialdemokraten. Hier wie auch in anderen Vierteln gaben Frauen, sei es eingebunden in ihre bürgerlichen Familien oder als Ordensschwwestern bzw. Diakonissen, Antworten auf die sozialen Fragen der maßgeblich von der Frauenwerbsarbeit geprägten Textilindustrie. Darüber hinaus lädt das heute denkmalgeschützte Viertel mit seinen Gründerzeithäusern – mittlerweile gerne als Filmkulisse genutzt - zu einem interessanten Spaziergang ein.

Weitere historische Stadtführungen sind in der Broschüre „Schritt für Schritt“ enthalten, die im März herauskommt.‹‹‹

Auskunft über Einführungsveranstaltungen für Erstsemester zum Kennen lernen des Studienortes Wuppertal erteilt Elke Brychta unter:

Tel. 02 02/44 01 48 oder

E-Mail elke.brychta@geschichte-gestalten.de

Projekt zur Frauen- und Geschlechtergeschichte

Elke Brychta

›Geschichte gestalten

›Veranstaltungen

Samstag, 6. Mai, Samstag 26. August,
11.00-14.00 Uhr

›Unterwegs mit Else Lasker-Schüler (1869-1945)

Literarischer Stadtpaziergang auf den Spuren der Dichterin zu Orten, die an sie erinnern und Besuch des Else Lasker-Schüler-Archivs. Begleitet von der Lyrikerin Ingrid Stracke. Mit dem Literaturhaus Wuppertal e.V.
Treff: Haupteingang Historische Stadthalle am Johannisberg, 5 Euro

Sonntag, 7. Mai, 15.00-17.15 Uhr
Freitag, 15. September, 17.00-19.15 Uhr

›Kirchgang einmal anders durch die Elberfelder City

Skurrile, heitere und ernste Geschichten zur Glaubensvielfalt auf engem Raum, charakteristisch für das Wuppertal.
Treff: Kirche in der City, Kirchplatz, 5 Euro

Mittwoch, 10. Mai 19.00 Uhr
1. Wuppertaler Frauenbegegnung

›Starke Frauen in der Wuppertaler (Kirchen-)Geschichte

Wegbereiterinnen wie die Barmerinnen Frieda Schindelin und

Frieda Ufa-Held sowie die Schwestern Helene und Lydia Stöcker, Magdalene von Tiling, Clara Samuel und Thekla Landé gaben zu ihrer Zeit wichtige Impulse für Veränderungen in Kirche, Politik und Gesellschaft. Mit der evangelischen Familienbildungsstätte und dem Frauenausschuss des Kirchenkreises Wuppertal.

Treff: Kirche in der City, Kirchplatz, Eintritt frei

Freitag, 12. Mai 17.00-19.15 Uhr
Sonntag, 10. September 15.00-17.15 Uhr

›Lebens-Wandel im Arbeiterviertel Ostersbaum vom 19. Jh. bis heute

Geschichte(n) um eine Familie, um Textilindustrie, Wohltätigkeit und heutige Diakonie mit Orten wie der Schniewindsche Park und das Hopster-Fiala-Haus am Ostersbaum. Mit der VHS.

Treff: Bushaltestelle Schleswiger Straße (Bus 607, 620, 625, 635, 645) 4 Euro

mehr unter:

››Internet: www.geschichte-gestalten.de

›10 Jahre Kinderfreizeiten Uni Wuppertal 1996 – 2006

›1996

Das im Jahr 1996 vom damaligen Frauenbüro der Bergischen Universität Wuppertal entwickelte Projekt besteht in diesem Sommer zehn Jahre an der Uni.

›2005

Im November 2005 wurde die Hochschule für dieses Projekt mit dem Innovationspreis des von der Stadt Wuppertal und den Wirtschaftsunioren ausgeschriebenen Wettbewerbs zu Wuppertals "familienfreundlichstem Unternehmen" ausgezeichnet.

Weiteres finden Sie unter www.ffu-wuppertal.de

›2006

Die Bergische Universität Wuppertal wird zum 10jährigen Jubiläum am 18. August 2006 ein Fest veranstalten.

›Preisverleihung am 23. November 2006 durch Oberbürgermeister Jung (2.v.r.) im Von der Heydt-Museum.





»Auch im Jahr 2006 werden wir, mit Unterstützung der Hochschulleitung, des Hochschulsports und des Hochschulsozialwerkes das Betreuungsangebot in den Ferien für schulpflichtige Kinder zwischen 6 und 13 Jahren wieder durchführen.

Um allen berufstätigen Eltern die Planung ihres Urlaubes zu erleichtern, hier die Termine:

- »**Sommerferien 2006:**
- 1. Woche 26.6.06 - 30.6.06
Rund ums Wasser in Beyenburg
 - 2. Woche 3.7.06 - 7.7.06
Rund ums Wasser in Beyenburg
 - 6. Woche 31.7.06 - 4.8.06
Rund um den Campus Freudenberg
- »**Herbstferien 2006:** 2.10. – 6.10.06
Uni-Halle

Interessierte neue Eltern erhalten nähere Informationen im Gleichstellungsbüro oder auf unserer Homepage

www.frauen.uni-wuppertal.de/projekte

Die Anmeldezeiten werden rechtzeitig durch die Hausmittelung veröffentlicht.««

»Kinderfreizeiten 2006

»»Still- und Wickelraum U-08.01««

- oder von der einzigartigen Beziehung Due(II)tt zwischen Müttern und Töchtern

»Das Thema meiner Diplomarbeit ist die Beziehung zwischen Müttern und Töchtern. Der Haupttitel Due(II)tt versucht diese Beziehung, die so existentiell, komplex und facettenreich ist, auf einen Punkt zu bringen. Jede Mutter war auch eine Tochter - nicht jede Tochter wird zwangsläufig Mutter. Jeder Mutter und jeder Tochter jedoch wirft die Gesellschaft bestimmte Erwartungen auf. Kommt man ihnen nach und entsprechen sie gleichzeitig den eigenen Bedürfnissen, sind die Voraussetzungen für ein harmonisches Miteinander vorhanden. Weichen sie aber von den gängigen Vorstellungen ab, sind Konflikte vorprogrammiert. Auf dem Buchmarkt gibt es sehr viele Ratgeber zum Thema, wie man mit seiner Mutter besser zurechtkommt oder wie man problematische Beziehungen im besten Fall gemeinsam aufarbeitet. Es scheint eine Nachfrage nach solchen Büchern zu geben und diese Tatsache setzt voraus, dass diese einzigartige, sehr innige, von der Literatur, der Kunst und der Musik vielfach und hauptsächlich nostalgisch dargestellte Beziehung, auch eine Quelle von Missverständnissen, Vorwürfen, nicht erfüllten Erwartungen und daraus resultierenden Schuldgefühlen ist. Es soll an dieser Stelle nicht der Eindruck entstehen, es gebe keine harmonische Mutter - Tochter Beziehungen.

Natürlich gibt es diese, aber auch innerhalb dieser Beziehungen galt es Grenzen festzusetzen und sie gleichzeitig zu überschreiten, Kompromisse zu schließen und Verständnis zu entwickeln.

Ich habe 23 Mütter aufgesucht und sie bei sich zu Hause mit ihren Töchtern porträtiert. Bei den Töchtern habe ich ganz bewusst ein Mindestalter von 24 Jahren gewählt, weil ich junge Frauen fotografieren wollte, die bereits ein eigenes Leben führen und zum grössten Teil nicht mehr bei der Mutter leben. Bei den Müttern war die Altersgrenze nach oben offen. So war die Älteste 100 Jahre alt. Bei den Ausgewählten handelt es sich zum großen Teil um Familie, Freunde, Bekannte, aber auch um eine Vielzahl von mir ganz fremden Personen, bei denen ich das erste Mal im Wohnzimmer stand, als ich sie porträtierte.

Alle fotografierten Personen entstammen den verschiedensten Berufsgruppen. Von einer Arbeiterin, Hausfrau, Floristin, Skilehrerin, Wellnessinstitut-Leiterin, Krankenschwester, Bibliothekarin, Geologin, Designerin, Musikerin, Künstlerin bis zu einer Juristin und Ärztin sind verschiedene gesellschaftliche Positionen vertreten. Des Weiteren sind die Mütter entweder verheiratet, geschieden, verwitwet oder ledig. Auch eine Stiefmutter ist vertreten.

So hatte ich auch die Möglichkeit, verschiedene Lebensmodelle zu erfassen. Fotografiert hatte ich ausschließlich bei den Müttern im Wohnzimmer. Mir war es wichtig zu sehen und zu zeigen, wo die Töchter aufgewachsen sind und welchen Einflüssen sie ausgesetzt waren. Das Wohnzimmer ist neben der Küche der Raum im Haus, wo sich die Familie am häufigsten aufhält. Dort kommt man zusammen - die familiären Feierlichkeiten finden zum grössten Teil im Wohnzimmer statt. Die Freizeit wird dort verbracht, es wird ausgespannt, aber auch diskutiert und miteinander gestritten.

Es ist auch der repräsentative Raum im Haus. Es ist eine Art von halböffentlicher privater Sphäre, in der sich der besondere Ehrgeiz der Bewohner entlädt, wo sie sich offenbaren, sich zu erkennen geben. Alles, was das Auge darin wahrnimmt, sind Überzeugungen aus der Seele, Ausdruck der Persönlichkeit.¹

Genauso wie das Wohnzimmer oft der repräsentative Raum im Haus ist und selten dem eigentlichen Lebensstandard entspricht, so inszeniert sich der Mensch ebenso. Nicht alle Mütter und Töchter waren mit meiner Wahl des Hintergrundes einverstanden. Es gab einige, die eine für sie mehr repräsentative Ecke bevorzugt hätten. Die meisten von uns wohnen also gar nicht so, wie sie sind, sondern so, wie sie zu sein träumen oder zu sein behaupten.²

Mir war es jedoch wichtig, Ecken zu

wählen, die visuelle Informationen enthielten und die Persönlichkeit der Mutter unterstrichen. Ich forderte alle Paare auf, sich so nebeneinander hinzustellen, wie sie sich am wohlsten miteinander fühlen. Spontan hakten sich die einen unter, wandten sich zu einander oder von einander weg. Die einen hielten sich an den Händen, die anderen standen einfach nur da. Der Betrachter wird feststellen, wie verträglich solche kleinen Gesten der Körpersprache sind und wieviel Raum sie zur eigenen Interpretation lassen.

Als Fotografin erlebte ich diese Menschen nur etwa eine Stunde. In der kurzen Zeit konnte ich nur einen kleinen Einblick in diese Beziehungen erhaschen. Dennoch denke ich, aussagekräftige Bilder von jeweils nur einer Facette einer so intimen Beziehung gemacht zu haben, wie sie zwischen Müttern und Töchtern besteht. Es war nicht mein Anliegen, die Personen, die ich porträtierte, zu beschönigen oder ihre Eitelkeit zu bedienen. Ich habe versucht, den Moment, den sie sich mir und meiner Kamera widmeten, auf eine ehrliche Art wiederzupiegeln.

»Schlussbemerkung

Zum Schluss möchte ich noch einige Reaktionen der Mütter und Töchter zu ihren Porträts anbringen, denn daraus ergeben sich wiederum neue und interessante Ansätze für Überlegungen über die Rolle der Frau bzw. die der Mutter/Tochter – Beziehung im Zeitalter des Jugendwahns. Ich hatte bereits im Kapitel Erläuterung der praktischen Arbeit angedeutet, dass ich ehrliche und keine huldigenden oder beschönigenden Porträts machen wollte. Einigen Reaktionen auf die Porträts entnehme ich, dass dieser neutrale und nüchterne Blick durchaus nicht erwünscht ist. Einige der Mütter bemängelten den sichtbaren Alterungsprozess in den Fotografien und fanden sich „alt“ aussehend. Auch einige Töchter waren von dem neutralen Blick auf ihre

Person verunsichert. Es stellt sich nun die Frage, ob die Mütter sich lediglich neben ihrer jungen Tochter als „alt“ empfinden, oder ob sie sich generell einem unstilisierten Blick ausgeliefert fühlen?

Im Zeitalter der digitalen Bildbearbeitung, Hochglanzmagazinen, wo selbst 60- Jährige wie 40- Jährige auszusehen haben und einem Schönheitsdiktat, dem sich Frauen jeden Alters mal mehr, mal weniger unterwerfen, ist der Wunsch, den Schein der Jugend zu bewahren, immens.

In einer Zeit, wo in Reality – Shows der plastischen Chirurgie ein ähnlicher Platz im Alltag der modernen Frau zugewiesen wird wie einem Friseurbesuch, ist es offenbar schwierig, einem nüchternen Blick standzuhalten.

In dem Zusammenhang kommen mir gewagte Thesen in den Sinn. Schleicht sich ein Bedürfnis nach einem drapierten Atelierporträt oder einer erklärenden Kunstfotografie wieder ansatzweise in unser Leben? Oder halten sie bereits Einzug in unseren Alltag? Wurde früher das Positiv retuschiert, ist es nun der Wunsch der modernen Frau und immer mehr des modernen Mannes, selbst nur noch „retuschiert“ durch den Alltag zu schreiten.

Der Boom der Fitness-Studios, Wellness-Farmen oder Diäten hält an, gleichzeitig aber sprießen Fernsehformate wie „Wir bekommen ein Baby“ oder „Schnulleralarm“ unaufhaltsam und immer wieder neu aufgelegt aus dem Boden – ein Versuch, die Töchter von heute an ihren eigentlichen „Auftrag“ zu erinnern.

Und nicht zu vergessen der ansteigende Trend zum Kaiserschnitt á la Supermodel Claudia Schiffer, die zur Geburt ihres ersten Kindes wie zu einer Theaterpremiere ausstaffiert einschwebte.

Möglicherweise erklärt sich ferner so der Erfolg der Babyfotografin Anne Geddes, deren Bildbände, Kalender und Puzzles vorwiegend von Müttern und jungen Mädchen gesammelt werden.

Die Nachfrage nach der knallbunten Zuckerwatte-welt mit faltenfreien Gesichtern und eingezogenen Bäuchen scheint groß zu sein.

Der Alltag ist trist, also wird er schön gemacht, und ich gestatte mir, hinter die Fassade zu schauen.««

Monika Kluz, 2004

1 Manfred Sack in
"Das deutsche Wohnzimmer", S. 7-15,
2 Ebd.

›Due(II)tt - Mütter & Töchter



Diplomarbeit der Dipl.-Des.Monika Kluza,
Studienfach Kommunikationsdesign, FB F
an der Bergischen Universität Wuppertal



Betreut von Prof. Marc Izikowitz und
Prof. Dr. Anna Zika (FH Bielefeld)

